



universität  
wien

# MASTERARBEIT

Titel der Masterarbeit

„Das diskursfähige Subjekt“

Rekonstruktionspfade einer sozialtheoretischen  
Denkfigur im Werk von Jürgen Habermas

Verfasserin

Erika Edelmayer, Bakk.phil.

angestrebter akademischer Grad

Master of Arts (M.A.)

Wien, 2010

Studienkennzahl lt. Studienblatt:

A 066/905

Studienrichtung lt. Studienblatt:

Soziologie

Betreuer:

Prof. Dr. Friedhelm Kröll



## Inhaltsverzeichnis

<b>1</b>	<b><i>Einleitung</i></b> .....	<b>5</b>
<b>2</b>	<b><i>Der theoretische Hintergrund</i></b> .....	<b>7</b>
<b>2.1</b>	<b>Rationalität und Rationalisierung</b> .....	<b>7</b>
<b>2.2</b>	<b>Theorie der Moderne und Gesellschaftstheorie</b> .....	<b>11</b>
<b>3</b>	<b><i>Das sprach- und handlungsfähige Subjekt</i></b> .....	<b>14</b>
<b>3.1</b>	<b>Bewusstsein und Ich-Identität</b> .....	<b>14</b>
<b>3.2</b>	<b>Konzept der Ich-Entwicklung</b> .....	<b>19</b>
3.2.1	Entwicklung des Ich.....	21
3.2.2	Entwicklung der kognitiven Kompetenz.....	23
3.2.3	Entwicklung der interaktiven Kompetenz.....	24
3.2.4	Entwicklung des moralischen Bewusstseins.....	29
<b>3.3</b>	<b>Sozialisation</b> .....	<b>31</b>
<b>3.4</b>	<b>Zusammenfassung: das sprach- und handlungsfähige Subjekt</b> .....	<b>44</b>
<b>4</b>	<b><i>Sprachliche Kommunikation - Voraussetzungen</i></b> .....	<b>46</b>
<b>4.1</b>	<b>Formalpragmatische Grundlagen</b> .....	<b>46</b>
<b>4.2</b>	<b>Verzerrte Kommunikation</b> .....	<b>56</b>
<b>5</b>	<b><i>Das diskursfähige Subjekt</i></b> .....	<b>63</b>
<b>5.1</b>	<b>Diskurs</b> .....	<b>63</b>
<b>5.2</b>	<b>Die sprachliche Entwicklung des Kindes</b> .....	<b>67</b>
<b>5.3</b>	<b>Die Entwicklung des moralischen Bewusstseins</b> .....	<b>69</b>
<b>5.4</b>	<b>Zusammenfassung: das diskursfähige Subjekt</b> .....	<b>79</b>
<b>6</b>	<b><i>Epilog und Ausblick</i></b> .....	<b>84</b>
<b>7</b>	<b><i>Literatur</i></b> .....	<b>87</b>
<b>8</b>	<b><i>Abstract</i></b> .....	<b>93</b>
<b>9</b>	<b><i>Lebenslauf</i></b> .....	<b>95</b>

## **Abbildungen**

Abbildung 1: Entwicklung der Interaktionsfähigkeiten	25
Abbildung 2: Allgemeine Strukturen des kommunikativen Handelns, Qualifikationen des Rollenhandelns	27
Abbildung 3: Interaktionsstufen, Sozialperspektiven und Moralstufen	70

## 1 Einleitung

Zivilgesellschaft und Partizipation sind zentrale Themen in der modernen Gesellschaft. Sowohl in den selbstorganisierten, demokratischen Sphären der Zivilgesellschaft als auch in partizipativen Meinungsbildungsprozessen müssen die Beteiligten nicht nur fähig sein, Zweifel an Geltungsansprüchen von Äußerungen und Normen anzumelden, sie sollten auch problematische Meinungen und Normen diskursiv begründen können. Vor diesem Hintergrund scheint es von Interesse zu sein, den Begriff beziehungsweise die Idee des „diskursfähigen Subjekts“ näher zu betrachten.

Nun haben sich verschiedene Denker und Denkerinnen mit der Verbindung von Diskurs und Subjekt auseinandergesetzt. So sieht beispielsweise Michel Foucault die Konstitution des Subjekts von gesellschaftlich beziehungsweise sprachlich vermittelten Machtbeziehungen beeinflusst. Diese Vorstellung einer „regulierenden Macht“ (Butler 1997: 49), die jene Subjekte erzeugt, welche sie beherrscht, greift Judith Butler auf, wenn sie die diskursive Formierung der Geschlechterdifferenz beschreibt. Auch bei Habermas sind die Subjekte „mit ihren Verhaltensdispositionen [...] an die sprachliche Kommunikation angeschlossen und symbolisch durchstrukturiert“ (Habermas 1995b: 99). Sein Ansatz ist jedoch mit einer Idee von Ethik verbunden, die diese „in der Form einer Logik der moralischen Argumentation“ (Habermas 1983: 67) verstanden wissen will. Als normative Theorie bezieht sich die Diskursethik auf die legitimierende Kraft von Verfahren der moralischen Begründung. Folgt man der Habermasschen Diskursethik, stellt sich die Frage, wie denn jenes Subjekt zustande kommt, das die Gültigkeit von Normen in einem Diskurs zum Thema machen, bestreiten und begründen kann. Genau dieser Frage wird in der vorliegenden Masterarbeit nachgegangen.

Im **zweiten Kapitel** steht der allgemeine theoretische Ansatz von Habermas im Mittelpunkt. Es wird skizziert, aus welchem Grund er sich mit einer Theorie des kommunikativen Handelns beschäftigt und welche zentralen Punkte diese Theorie beinhaltet. Außerdem wird darauf eingegangen, wie Habermas das Individuum im Spannungsverhältnis von System und Lebenswelt verortet.

Anschließend wird im **dritten Kapitel** die Habermassche Vorstellung der Entwicklung zum sprach- und handlungsfähigen Subjekt herausgearbeitet. Den Ausgangspunkt für diesen Versuch der Rekonstruktion bildet die von Hegel und Mead beeinflusste Konzeption des Bewusstseins und der Ich-Identität. Danach wird die Entwicklung des Ich sowie der kognitiven, interaktiven und sprachlichen Kompetenzen des Individuums nach

Habermas mit Hilfe von sozialpsychologisch beeinflussten Modellen dargestellt. Im Anschluss daran werden jene sozial und sprachlich bedingten Prozesse der Sozialisation betrachtet, in denen das Subjekt seine Sprach- und Handlungsfähigkeit ausbildet und welche sich entweder hemmend oder förderlich auf die Entwicklung des Subjekts auswirken können. Zuletzt erfolgt eine kurze Zusammenfassung der Entwicklung zum sprach- und handlungsfähigen Subjekt.

Im **vierten Kapitel** geht es um die universalpragmatischen Grundlagen von Verständigungsprozessen. Anfangs wird ein Blick auf die Regeln geworfen, nach denen kompetente Sprecher und Sprecherinnen Interaktionszusammenhänge herstellen. Danach werden einige bedeutsame Überlegungen Habermas' in Bezug auf systematische Störungen beziehungsweise Verzerrungen der Kommunikation zusammengefasst.

Das **fünfte Kapitel** bezieht sich zunächst auf wesentliche diskurstheoretische Grundlagen. Dann wird erläutert, wie sich die sprachliche Kompetenz des Individuums herausbildet. Daran schließt eine Beschreibung der Entwicklung des moralischen Bewusstseins an, welche dazu dient, den Entwicklungspfad zur Diskursfähigkeit nochmals nachzuzeichnen. Schließlich werden die zentralen Merkmale der kognitiven, sprachlichen, interaktiven und moralischen Kompetenzen auf der Ebene der Diskursfähigkeit sowie einige wesentliche Charakteristika des diskursfähigen Subjekts zusammengefasst.

Im **sechsten und letzten Kapitel** wird darauf hingewiesen, dass die Problematik der Entwicklung zur Diskursfähigkeit interessante Fragestellungen für die empirische Forschung und die pädagogische Praxis aufwirft. Außerdem wird ein kritisierbarer Punkt im Habermas'schen Konzept der Entwicklung und Sozialisation des diskursfähigen Subjekts aufgezeigt, der für eine Reformulierung aus gendertheoretischer Perspektive geeignet erscheint.

## **2 Der theoretische Hintergrund**

Bei dem Unternehmen, die Idee des „diskursfähigen Subjekts“ aus dem Werk von Habermas herauszuarbeiten, gilt es als Erstes, die theoretische Perspektive dieses Denkers, der laut Honneth „als einer der international bedeutendsten Philosophen und Soziologen der Gegenwart“ (Honneth 2006: 269) angesehen wird, darzulegen, um verständlich zu machen, in welchem Paradigma die Begriffe Diskurs und Subjekt zu verorten sind.

Dieses Unterfangen ist nicht einfach, denn Habermas hat nicht nur ein äußerst umfangreiches, sondern auch vielschichtiges Werk geschaffen und darin laut Müller-Doohm „ein eigenes Paradigma von Sprache und Vernunft, von Ethik und Moral, von Handlung und Verständigung, von Rechtsstaat und Demokratie, von Wissen und Glauben entfaltet“ (Müller-Doohm 2008: 65). Aufgrund dieser Komplexität wird im Folgenden lediglich in knapper Form auf jene Denkmotive eingegangen, die einerseits sein Hauptwerk, die „Theorie des kommunikativen Handelns“, inspiriert haben und andererseits als Hintergrundfolie bei der Betrachtung des „diskursfähigen Subjekts“ von Bedeutung erscheinen. Es handelt sich dabei um die Themen: Rationalität, Rationalisierung, Theorie der Moderne, Gesellschaftstheorie und Kommunikationstheorie. Die Skizzierung dieser Themenbereiche soll als kurze Einführung in den sprach- und gesellschaftstheoretischen Ansatz von Jürgen Habermas dienen.

### **2.1 Rationalität und Rationalisierung**

Am Anfang seiner Theorieentwicklung steht bei Habermas die Supposition, dass „in sprachliche Kommunikation ein Telos von gegenseitiger Verständigung eingebaut ist“ (Habermas 1985: 173). Die Verständigung als Ziel der Kommunikation wird zum Leitfaden für die Entwicklung eines Begriffes von „kommunikativer Rationalität“ (ebenda), der laut Habermas den „kognitiv-instrumentellen Verkürzungen der Vernunft“ (Habermas 1995a: 8) Widerstand bietet. Das heißt, Habermas versucht, den Begriff der Rationalität auf kommunikationstheoretischer Basis neu zu fassen, um in kritischer Rezeption Webers, ein differenzierteres und umfassenderes Bild der gesellschaftlichen Rationalisierung zu zeichnen. Bei Max Weber ist diese nämlich in erster Linie als technische oder instrumentelle interpretiert worden. Der Grund, warum Rationalität eine so zentrale Bedeutung im Werk von Habermas hat, liegt darin, dass sich Ende der 1970er Jahre neokonservative Spätliberale und Wachstumskritiker gegen „das Erbe des okzidentalens Rationalismus“ (Habermas 1985: 182), wie es Habermas nach Weber

ausdrückt, wandten. Bei dieser Hinwendung zur Postmoderne beziehungsweise zur Antimoderne sah Habermas die Gefahr, dass das verloren gehen könnte, was er als „Substanz der genuin westlichen Traditionen und Inspirationen“ (ebenda: 183) bezeichnet. Als ersten Schritt auf dem Weg zur Entwicklung einer Theorie der Rationalität entwirft Habermas in Anschluss an Weber eine Typologie sozialen Handelns anhand zweier Handlungsorientierungen, und zwar der erfolgsorientierten und der verständigungsorientierten, und unterscheidet zwischen instrumentellem, strategischem und kommunikativem Handeln (vgl. Habermas 1995a: 384f). Instrumentell bezeichnet Habermas ein erfolgsorientiertes Handeln dann, wenn es um „die Befolgung technischer Handlungsregeln“ (ebenda: 385) geht, deren erfolgreiche Auswirkung an erreichten Zuständen und Ereignissen gemessen wird. Strategisch nennt er ein erfolgsorientiertes Handeln, wenn aufgrund der „Befolgung von Regeln rationaler Wahl“ (ebenda) die Entscheidungen eines Gegenspielers im Hinblick auf den eigenen Erfolg beeinflusst werden. Im kommunikativen Handeln hingegen werden „die Handlungspläne der beteiligten Akteure nicht über egozentrische Erfolgskalküle, sondern über Akte der Verständigung koordiniert“ (ebenda). Das kommunikative Handeln darf laut Habermas nicht mit Kommunikation gleichgesetzt werden. Es bezeichnet vielmehr „einen Typus von Interaktionen, die durch Sprechhandlungen koordiniert werden, nicht [jedoch, E.E.] mit ihnen zusammenfallen“ (ebenda: 151).

Auf Grundlage dieser Handlungstypen wird es Habermas möglich, den Begriff der Rationalität zu untersuchen und neu zu bestimmen, wobei Rationalität für ihn damit zu tun hat, „wie sprach- und handlungsfähige Subjekte Wissen verwenden“ (Habermas 1988b: 67). Die Art der Verwendung von Wissen bestimmt seiner Ansicht nach „den Sinn der Rationalität“ (ebenda) und deren spezifische Form von Erfolgsorientierung. So verbindet Habermas mit dem instrumentellen Handeln jene Rationalität, die sich daran bemisst, ob der Zweck des Handelns verwirklicht worden ist. Dem verständigungsorientierten Handeln wohnt für ihn jedoch eine andere Art von Rationalität inne, nämlich jene, die „sich auf einen [...] Zusammenhang universaler Geltungsansprüche bezieht“ (Habermas 1995a: 38). Diese bezeichnet er als kommunikative Rationalität.

Im Begriff der „kommunikativen Rationalität“ stecken nach Habermas drei Dimensionen:

- *„Das Verhältnis des erkennenden Subjektes zu einer Welt von Ereignissen bzw. Tatsachen*
- *Das Verhältnis des praktisch, in Interaktionen mit anderen verstrickten und handelnden Subjektes zu einer Welt der Sozialität*
- *Das Verhältnis des [...] leidenden und leidenschaftlichen Subjektes zur eigenen inneren Natur, zu seiner Subjektivität und zur Subjektivität anderer“* (Habermas 1985: 185)

Obige Dimensionen beinhalten die drei unterschiedlichen Bezüge des Subjekts der Moderne zur Welt, nämlich den Bezug zur natürlichen, zur sozialen und zur subjektiv-inneren Welt. Diese drei Weltbezüge waren laut Habermas im traditionellen und mythischen Denken noch verbunden und differenzierten sich erst aufgrund von Lernprozessen im Zuge der Rationalisierung von Weltbildern aus. Habermas spricht in diesem Zusammenhang von einer „kategoriale[n] Trennung zwischen kognitiv-instrumentellen, moralisch-praktischen und expressiven Weltbezügen“ (Habermas 1995a: 98). Die sprachliche Verständigung beinhaltet jedoch nicht nur unterschiedliche Weltbezüge, sondern auch darauf bezogene differente Geltungsansprüche, wie Wahrheit, normative Richtigkeit und Wahrhaftigkeit. Diese bedeuten, dass ein geäußertes Sachverhalt wahr sein muss, die Äußerung gültigen Konventionen entspricht und die „manifeste Sprecherintention so gemeint ist, wie sie geäußert wird“ (ebenda: 149). Die Geltungsansprüche haben sich, wie die Weltbezüge, erst im Laufe der gesellschaftlichen Entwicklung ausdifferenziert. Unser modernes Weltverständnis beruht somit laut Habermas auf der evolutionären Differenzierung von Weltkonzepten und Geltungsansprüchen (vgl. ebenda: 102). Für die sprachliche Verständigung vor dem Hintergrund des modernen Weltbildes bedeutet dies, dass sich AkteurInnen im kommunikativen Handeln auf drei Rationalitätsebenen beziehen. Sie verbinden Aussagen über die objektive Welt mit einem Anspruch auf Wahrheit, jene über die soziale Welt mit einem Richtigkeitsanspruch und jene über die subjektive Welt mit einem Anspruch auf Wahrhaftigkeit (vgl. ebenda: 149). Diese Orientierung an Geltungsansprüchen zeigt die Beziehung zwischen kommunikativem Handeln und Vernunft, denn die Akzeptanz von Geltungsansprüchen, also deren intersubjektive Anerkennung, beruht „auf dem ‚zwanglosen Zwang‘ des besseren Arguments“ (Habermas 2009: 17).

Wie oben erläutert unterscheidet Habermas bei seiner Theorieentwicklung zunächst zwischen zwei Handlungstypen, nämlich dem instrumentellen Handeln und dem kommunikativen Handeln und den jeweils daran gebundenen Rationalitätstypen. In einem weiteren Schritt ordnet er diesen beiden Begriffen Komplementärbegriffe zu (vgl. Honneth 2006: 274f). So führt Habermas als erstes den Begriff der „sozialen Lebenswelt“ (ebenda: 274) als Komplementärbegriff zu dem des kommunikativen Handelns ein, da sich die Verständigungsprozesse kommunikativ handelnder Subjekte immer im Horizont ihrer Lebenswelt abspielen. Diese Lebenswelt baut sich aus Hintergrundüberzeugungen und Normen auf, die intersubjektiv anerkannt sind und die Grundlage für Situationsdefinitionen bilden. Als Zweites ergänzt Habermas den Begriff des instrumentellen Handelns mit der komplementären Kategorie „'Subsysteme' zweckrationalen Handelns“ (ebenda), wobei er unter diesen Subsystemen Systeme der Wirtschaft und bürokratischen Verwaltung versteht, in denen sich hauptsächlich zweckrationale Aspekte institutionalisiert haben. Damit ist gemeint, dass sich im Zuge der Rationalisierung sozialen Handelns spezifische Handlungszusammenhänge aufgrund von Institutionalisierung aus der Lebenswelt herausgelöst und autonome Sphären gebildet haben, die von zweckrationalen Gesichtspunkten bestimmt werden und über Steuerungsmedien, wie Geld und Macht, laufen. Diesen institutionalisierten Handlungssphären beziehungsweise zweckrationalen Subsystemen stellt Habermas laut Honneth die „kommunikativ integrierten Handlungssphären“ (ebenda: 275) der Lebenswelt gegenüber und versucht deren unterschiedliche Rationalisierungsmuster zu erklären. Während Rationalisierung im Bereich der Systeme auf die Steigerung von Zweckrationalität, also auf die gesteigerte Kontrolle von Vorgängen abzielt, soll in der Lebenswelt das Wissen darüber gesteigert werden, dass soziale Interaktion durch ideologisch legitimierte Herrschaft beschränkt ist (vgl. ebenda). Hinter dieser zweiten Form der Rationalisierung, nämlich der kommunikativen, scheint das Konzept der Aufklärung durch, welches Habermas in der Reflexion „als einzig mögliche[n] Bewegung, in der es sich durchsetzt“ (Habermas 1988: 350) als verwirklicht sieht. Reflexion ist in diesem Zusammenhang auf die Imperative der Systemlogik gerichtet, die einer kritischen, reflektierten und diskursiven Betrachtung unterzogen werden müssen (vgl. Kröll 2009: 60).

Die Rationalisierungsprozesse in den beiden unterschiedlichen Handlungssphären (System und Lebenswelt) sind eng miteinander verknüpft, denn institutionelle Neuerungen können sich laut Habermas nur dann entwickeln, wenn die Lebenswelt selbst einen bestimmten Rationalisierungsgrad erreicht hat. Das heißt, die Bewusstseinsstrukturen der Individuen

müssen sich ausdifferenziert beziehungsweise einen angemessenen Entwicklungsstand erreicht haben, der wiederum an den Moral- und Rechtsvorstellungen einer Gesellschaft ablesbar ist (vgl. Habermas 1995b: 259). Diese Wechselwirkung bezeichnet Habermas als „Ironie des weltgeschichtlichen Aufklärungsprozesses“ (ebenda: 232), da erst die Rationalisierung der Lebenswelt jene Systemkomplexität zu steigern vermag, „die so hypertrophiert, daß die losgelassenen Systemimperative die Fassungskraft der Lebenswelt, die von ihnen instrumentalisiert wird, sprengen“ (ebenda: 232/233). Damit meint er, dass Formen ökonomischer und administrativer Rationalität auf die Lebenswelt übergreifen, welche aufgrund ihrer kommunikativen Struktur nicht nach zweckrationalen Maßstäben rationalisiert werden kann. Der Übergriff auf die Lebenswelt oder deren „Kolonialisierung“, wie Habermas es nennt, führt zu einer Überlastung derselben, welche sich in sozialen Pathologien ausdrückt. Diese werden beispielsweise durch die „konsumistische Umdefinition von Beziehungen“ oder die „Bürokratisierung von Lebensverhältnissen“ (Habermas 1985: 195) in der Lebenswelt sichtbar und spürbar. Die Pathologisierung der Lebenswelt stellt nicht nur ein zentrales Thema der Habermasschen Theorie der Moderne dar, sie manifestiert sich auch in den Kommunikationsstörungen zwischen den Subjekten.

## **2.2 Theorie der Moderne und Gesellschaftstheorie**

In seiner „Theorie des kommunikativen Handelns“ will Habermas zeigen, dass mit kommunikationstheoretischen Begriffen eine Theorie der Moderne entwickelt werden kann, die es analytisch erlaubt, die sozialpathologischen Phänomene der Moderne herauszuarbeiten, ohne jedoch dabei die Errungenschaften dieser Epoche, wie die „Reflexivität von Überlieferung, die Individuierung der vergesellschafteten Subjekte, [und, E.E.] die universalistischen Grundlagen von Recht und Moral“ (Habermas 1985: 183), preiszugeben. So hat die Modernisierung zwar Störungen innerhalb der Lebenswelt verursacht, doch hat die Differenzierung der Lebenswelt beziehungsweise der Vernunft auch die Grundlagen für eine demokratische Gesellschaft hervorgebracht.

Auch bei seinen gesellschaftstheoretischen Überlegungen setzt Habermas beim verständigungsorientierten beziehungsweise kommunikativen Handeln an und entwickelt, wie oben schon angedeutet, ein duales Gesellschaftsmodell, das Gesellschaft einerseits als Lebenswelt begreift, die symbolisch strukturiert ist und über verständigungsorientiertes Handeln reproduziert wird. Die Handlungssysteme der Lebenswelt sind „auf kulturelle Reproduktion, soziale Integration und Sozialisation“ (Habermas 1995b: 391) abgestellt und

müssen aus der Perspektive der TeilnehmerInnen hermeneutisch analysiert werden, da es um die Erschließung des Sinns symbolischer Strukturen geht. Andererseits wird Gesellschaft als System dargestellt, in dem Handlungen über funktionale Mechanismen aufeinander abgestimmt werden, um die materielle Reproduktion der Gesellschaft zu gewährleisten. Die materielle Reproduktion der Lebenswelt konzipiert Habermas als „Systemerhaltung“ und setzt sie mit der „funktionale[n] Integration“ (ebenda: 349, Hervorhebung im Original) der Gesellschaft gleich. Im Gegensatz zur sozialen muss die funktionale Integration aus der objektivierenden Beobachterperspektive mit dem Ansatz der Systemtheorie analysiert werden. Diese doppelte Sichtweise auf Gesellschaft als Lebenswelt und System erlaubt es, nicht nur handlungsbezogene, sondern auch systemische oder funktionale Charakteristika zu untersuchen. Somit ist Habermas' Konzeption von „Gesellschaft als eines systemisch stabilisierten Zusammenhangs von Handlungen sozial integrierter Gruppen“ (ebenda) eine gelungene Kombination von Handlungstheorie und Systemtheorie.

Wie sich aus den obigen Ausführungen ablesen lässt, ist die Theorie der Gesellschaft bei Habermas eng verschränkt mit einer Theorie der Moderne und einer Theorie der Rationalität. Wesentlich ist bei diesen drei Strängen, dass sie alle auf dem Grundbegriff des kommunikativen Handelns aufbauen. Das heißt, dem Hauptwerk von Habermas liegt eine Sprach- bzw. Kommunikationstheorie zugrunde, in der es um „die Analyse der allgemeinen Strukturen verständigungsorientierten Handelns“ (Habermas 1995a: 7) geht. Den Vorteil einer kommunikationstheoretischen Konzeption sieht Habermas unter anderem darin, dass „die normativen Gehalte humanen Zusammenlebens“ (Habermas 1985: 190) in seinen Ansatz eingeführt werden können. Mit einer Kommunikationstheorie können nämlich auch die Charakteristika der Lebenswelten, in denen sich AkteurInnen oder Kollektive bewegen, betrachtet werden.

Das Motiv seiner Arbeit liegt für Habermas nicht nur darin, den gesellschaftlichen Lebenszusammenhang zu analysieren, er hat die Vorstellung, dass Formen des Zusammenlebens gefunden werden sollten, in denen „Autonomie und Abhängigkeit in ein befriedetes Verhältnis treten“ (ebenda: 202) ohne dabei die kulturellen, sozialen und ökonomischen Differenzierungen der Moderne aufzugeben. Es soll also keine Rückwärtsbewegung zu alten Formen der Gemeinschaftlichkeit stattfinden, sondern es geht um die Möglichkeit des „freundlichen Zusammenlebens“ (ebenda: 203), in der die „geglückte Interaktion“ (ebenda: 202) realisiert werden kann.

Nach dieser knappen Skizzierung wichtiger Aspekte der Habermasschen Theorie kann auf das eigentliche Thema der Arbeit übergegangen werden, nämlich auf die Beteiligten an der „geglückten Interaktion“. Nun stellt sich die Frage, wie diese im Habermasschen Verständnis konzipiert sind. Oder anders gesagt, wie stellt sich Habermas die Subjekte vor, die „an einer öffentlichen Praxis“ (Habermas 1970/71: 66) teilnehmen. Seiner Ansicht nach ist es „ihre kommunikative Kompetenz, d. h. ihre Sprach- (und Handlungs)fähigkeit [...], die sie zu Subjekten macht“ (ebenda: 77). Dies ist auch der Grund warum, bevor auf das „diskursfähige Subjekt“ eingegangen werden kann, geklärt werden muss, wie Habermas die Ausbildung der Sprach- und Handlungsfähigkeit beziehungsweise die Entwicklung der Ich-Identität versteht. Außerdem scheint die Entfaltung der kommunikativen Kompetenz für Habermas die grundlegende Voraussetzung für die Diskursfähigkeit des Subjekts zu sein, da er aus diskursethischer Perspektive „die diskursive Willensbildung (wie die Argumentation überhaupt) als Reflexionsform des kommunikativen Handelns“ (Habermas 1983: 136) begreift.

### **3 Das sprach- und handlungsfähige Subjekt**

Zu Beginn dieser Betrachtungen sei nochmals an das Paradigma, in dem Habermas seinen Subjektbegriff entwickelt, erinnert. Er hat sich gewissermaßen vom Subjekt der Bewusstseinsphilosophie verabschiedet. Diese, welche auch als Reflexionsphilosophie bezeichnet wird, geht von der Selbstbeziehung des Subjekts aus. Damit ist gemeint, dass „das erkennende Subjekt sich, um seiner habhaft und dadurch bewusst zu werden, auf sich als Objekt bezieht“ (1988a: 209). Der kommunikationstheoretische Bezugsrahmen, in dem Habermas das Subjekt betrachtet, fokussiert hingegen die Verständigung zwischen sprach- und handlungsfähigen Subjekten. Die Bildung des Subjekts wird in diesem die Grenzen der Bewusstseinsphilosophie überschreitenden Paradigma im „Netzwerk sprachlich vermittelter Interaktionen“ (ebenda) verortet.

Habermas' Überlegungen zum Subjekt beziehungsweise dessen Bildungsprozess sind nicht in einer eigenen, einheitlichen Theorie gefasst, stattdessen wird diese Thematik in unterschiedlichen Aufsätzen und Texten abgehandelt, wobei er sich häufig auf bereits etablierte Forschungsrichtungen und Paradigmen stützt. Bei seinen Ausführungen, auch in den frühen Texten, nimmt er jedoch immer wieder Bezug auf kommunikationstheoretische Aspekte.

#### **3.1 Bewusstsein und Ich-Identität**

Einen Ansatzpunkt für die Erklärung der Ausbildung des „Ich“ im Rahmen intersubjektiver Beziehungen hat Habermas beim jungen Hegel gefunden. So erläutert er in seinem 1968 erstmals veröffentlichten Werk „Technik und Wissenschaft als Ideologie“ in den Bemerkungen zu Hegels Jenaer Vorlesungen über Natur- und Geistesphilosophie unter anderem dessen Begriffe des „Ich“ und des „Selbstbewusstseins“.

Die Frage nach dem Ursprung der Identität des Ich beantwortet Hegel mit einer „Theorie des Geistes“ (Habermas 1981: 13). Habermas vertritt die These, dass Hegel in seinen „Jenenser Vorlesungen“ bei der Betrachtung des Konstitutionsprozesses des Geistes „eine eigentümliche, später preisgegebene Systematik zugrunde gelegt hat“ (ebenda: 9). In Radikalisierung seiner These begreift Habermas die Hegelsche Bestimmung des Geistes aufgrund des „dialektische[n] Zusammenhang[s] von sprachlicher Symbolisierung, Arbeit und Interaktion“ (ebenda: 10). Habermas unterbreitet den Vorschlag, diesen Geist als „abstrakten Geist“ (ebenda: 11, Fußnote 3) zu bezeichnen und stellt der Reflexionsphilosophie Kants, in der die Subjektivität des Ich als Akt der Reflexion

bestimmt wird, Hegels Vorstellung gegenüber, dass der Geist ein Medium sei, „*in dem ein Ich mit einem anderem Ich kommuniziert und aus dem, als einer absoluten Vermittlung, beide zu Subjekten wechselseitig sich erst bilden. Bewusstsein existiert als die Mitte, in der die Subjekte sich treffen, so daß sie, ohne sich zu treffen, als Subjekte nicht sein könnten*“ (ebenda: 13, Hervorhebung im Original kursiv).

Der Hegelsche Begriff des Ich ist laut Habermas als „Identität des Allgemeinen und des Einzelnen“ (ebenda: 15) zu verstehen. Das heißt, Ich bezeichnet einerseits die Allgemeinheit des Selbstbewusstseins, da es ein „abstraktes Ich“ (ebenda: 14) ist, das von äußeren Objekten und inneren Zuständen abstrahiert. Die Allgemeinheit wird dadurch sichtbar, dass sich das Ich als eins mit allen anderen Subjekten, die Ich zu sich sagen, erfährt. Andererseits ist Ich, „indem es Ich zu sich sagt“ (ebenda) ein individuelles, einzigartiges Ich, also „Kategorie der Einzelheit“ (ebenda). Im Geist findet die Verbindung des Moments der Allgemeinheit mit dem der Einzelheit statt. So kann Hegels Geist als intersubjektive Praxis, nämlich als „die Kommunikation Einzelner im Medium eines Allgemeinen, das sich wie die Grammatik einer Sprache zu den sprechenden [...] Individuen verhält“ (ebenda: 15) verstanden werden. In diesem Medium des Allgemeinen wird eine wechselseitige Identifizierung der Einzelnen möglich, die sich gleichzeitig „als nicht-identisch“ (ebenda) erfahren können. An Habermas' Ausführungen wird deutlich sichtbar, dass er Hegels Überlegungen als Ausgangspunkt ansieht, um die Konstitution des Selbst intersubjektivitäts- bzw. sprachtheoretisch rekonstruieren zu können. Außerdem folgert er aufgrund der Doppelstruktur des Ich als Allgemeines und Einzelnes, dass die „Individuierung eines Neugeborenen [...] nur als ein Vorgang der Sozialisierung begriffen werden“ (ebenda) könne, wobei Sozialisierung als Hervorbringung des Individuierten zu verstehen sei.

Der Begriff des Ich als Identität des Allgemeinen und des Einzelnen hängt nach Hegel vom „Verhältnis des Sich-Erkennens-im-Anderen“ (ebenda: 16) ab. Dieses Verhältnis erklärt er an der Liebe. Beim dialogischen Verhältnis der Liebe stehen jedoch noch nicht die intersubjektiven Beziehungen im Mittelpunkt, sondern Liebe wird als „die Versöhnung eines vorangegangenen Konfliktes“ (ebenda: 16/17) verstanden.

Das dialogische Verhältnis, das sich aus dem komplementären Übereinkommen einander entgegen stehender Subjekte ergibt und nicht nur als logisches, sondern auch als lebenspraktisches begriffen werden muss, erläutert Hegel als dialektisches, sittliches Verhältnis am „Kampf um Anerkennung“ (ebenda: 17). So führen Subjekte, die ihr Wesen an Besitz binden, einen „Kampf auf Leben und Tod“ (ebenda: 18). Indem sie ihr Leben

riskieren, heben sie „ihre zur Totalität aufgespreizte Einzelheit“ (ebenda) auf. Dadurch wird ihre vom sittlichen Verhältnis, also von der dialogischen Interaktion, abgekoppelte Selbstbehauptung vernichtet und das Ergebnis ist laut Habermas *„eine Stellung der Subjekte zueinander auf der Basis gegenseitiger Anerkennung – nämlich auf der Grundlage der Erkenntnis, dass die Identität des Ich allein durch die von meiner Anerkennung ihrerseits abhängige Identität des Anderen, der mich anerkennt, möglich ist“* (ebenda: 19). Das Ergebnis dieses Kampfes um Anerkennung ist das Selbstbewusstsein, Identität bedeutet dann, sich als Ich von anderen zu unterscheiden, wobei das Unterschieden-Sein von den anderen von diesen auch anerkannt werden muss. Dieses Verhältnis der reziproken Anerkennung findet Habermas bei Mead wieder, der davon ausgeht, *„daß sich die Identität des Ich erst durch Einübung in soziale Rollen, nämlich in die Komplementarität von Verhaltenserwartungen auf der Basis gegenseitiger Anerkennung, konstituieren kann“* (ebenda, Fußnote 10).

Hegel versteht das sittliche Verhältnis laut Habermas als dialektisch. Die Dialektik bezieht sich jedoch nicht auf die Intersubjektivität selbst, sondern auf den Prozess ihrer Unterdrückung und Wiederherstellung (vgl. ebenda: 17). Damit ist gemeint, dass jene Bewegung als dialektisch zu betrachten ist, welche das dialogische Verhältnis unterdrückt und dann wieder herstellt. Die Verzerrung des dialogischen Verhältnisses sieht Habermas aufgrund *„abgespaltenen Symbole und vergegenständlichter, d. h. dem Kommunikationszusammenhang entzogener, nur mehr hinter dem Rücken der Subjekte geltender und so zugleich wirkender logischer Beziehungen“* (ebenda) verursacht. Hier scheint Habermas Bezug auf Freud zu nehmen, der im Zusammenhang mit den abweichenden Symbolbildungen von einer Selbsttäuschung des Subjekts beziehungsweise der Störung der öffentlichen Kommunikation spricht (vgl. Habermas 1988: 278f). Genauer wird auf diese Thematik im Kapitel 4.2 über verzerrte Kommunikation eingegangen.

Da Hegel die Bildung des Ich aus *„der kommunikativen Einigung entgegengesetzter Subjekte“* (Habermas 1981: 23) erklärt, ist laut Habermas jenes Medium bedeutsam, in welchem sich die Identität des Allgemeinen und des Einzelnen, also der abstrakte Geist, herausbildet. Es handelt sich bei diesem Medium um die Familie *„als die existierende Mitte reziproker Verhaltensweisen“* (ebenda). Aus der Interaktion innerhalb der Familie, welche Habermas als *„kommunikatives Handeln“* (ebenda) interpretiert, geht das *„anerkannte Bewusstsein“* (ebenda: 28) hervor. Neben der Familie führt Hegel zwei weitere Medien für den Bildungsprozess des Geistes ein, nämlich Sprache und Arbeit.

Mit Sprache als Kategorie des Geistes ist nicht Kommunikation gemeint, sondern die Verwendung von Symbolen durch das Individuum. Sprache hat in diesem Sinne eine zweifache Funktion: Einerseits wird ein Gegenstand oder Sachverhalt durch ein Symbol repräsentiert, andererseits ermöglicht sie, dass sich das Bewusstsein von den Gegenständen distanzieren kann, „wobei das Ich über selbsterzeugte Symbole gleichzeitig bei den Sachen und bei sich selber ist“ (ebenda: 25). Sprache ordnet Erfahrungen und Empfindungen beziehungsweise macht sie diese wiedererkennbar. Das erkennende oder „namengebende Bewusstsein“ (ebenda: 27) ist jedoch nicht unabhängig von den Symbolen der Sprache, da diese es durchdringen und bestimmen. Anders gesagt, die Identität des namengebenden Bewusstseins bildet sich erst mit der Sprache.

Arbeit ist eine Art der Triebbefriedigung und gleichzeitig ein Anhalten derselben. Werkzeuge und Instrumente „halten die Regeln fest, nach denen die Unterwerfung der Naturprozesse beliebig wiederholt werden kann“ (ebenda: 26) und machen Arbeit deshalb zu etwas Allgemeinen. Durch die Werkzeuge gewinnt das Individuum, das ursprünglich der Gewalt der Natur unterworfen gewesen ist, die Erfahrung, sich diese zu Nutzen machen zu können. Das durch die Arbeit verdinglichte Subjekt holt „den nicht intendierten Ertrag seiner Arbeit“ (ebenda) ein und kehrt „als listiges Bewusstsein“ (ebenda 26/27) „aus seiner Verdinglichung zu sich zurück“ (ebenda: 26).

Die drei Medien des Geistes, Interaktion, Sprache und Arbeit, die Hegel in den Jenaer Vorlesungen entwickelt hat, um die Dialektik der Subjekt-Objekt-Beziehung darzustellen, betonen „die Bildungsprozesse der gewordenen Identität des namengebenden, des listigen und des anerkannten Bewußtseins“ (ebenda: 27/28). Zentral ist hier der Gedanke des „gewordenen“, das heißt, es geht bei Hegel im Gegensatz zu Kants Konzeption der „Identität des Ich als einer ursprünglichen Einheit des transzendentalen Bewusstseins“ (ebenda: 30) um eine Identität des Ich, die aus den symbolisch vermittelten Prozessen von Arbeit und Interaktion hervorgeht.

Wie Habermas an den Jugendschriften Hegels zeigt, sind darin intersubjektivitätstheoretische Gesichtspunkte deutlich angelegt. Diese wurden von Hegel jedoch nicht weiter verfolgt, obwohl sie laut Habermas die Möglichkeit geboten hätten „den in der Subjektphilosophie entwickelten Reflexionsbegriff der Vernunft kommunikationstheoretisch einzuholen und umzuformen“ (Habermas 1986: 42).

Hinsichtlich der Konstitution des Selbst stellt Habermas, wie bereits erwähnt, eine Verbindung zwischen den Überlegungen Hegels und Meads fest. Den kommunikationstheoretischen Ansatz Meads erläutert er in der „Theorie des

kommunikativen Handelns“. Mead rekonstruiert laut Habermas anhand des Entwurfs „einer idealen Kommunikationsgemeinschaft“ (Habermas 1995b: 9) eine „*unversehrte[.] Intersubjektivität, [welche, E.E.] die zwanglose Verständigung der Individuen miteinander ebenso ermöglicht wie die Identität eines sich zwanglos mit sich selbst verständigenden Individuums*“ (ebenda: 9/10). Das Selbst oder die Identität wird von Mead als soziale Struktur begriffen, die aus der Übernahme sozialer Rollen beziehungsweise generalisierter Verhaltenserwartungen hervorgeht. Die Ausbildung der Identität erfolgt immer im Zusammenhang mit der Aneignung der sozialen Welt, wobei sich sowohl die Entwicklung der Innenwelt als auch die der Außenwelt über das Medium der sprachlichen Kommunikation vollziehen. An dieser Stelle ist in erster Linie Habermas' Erörterung der Meadschen Konzeption der Entwicklung der inneren Welt von Interesse.

Die Ausbildung der Identität erläutert Mead an der „Beziehung zwischen dem ‚Me‘ und dem ‚I‘“ (ebenda: 66). Das ‚Me‘ entsteht, indem das Kind selber jene Erwartungen, die die Gesellschaft als der verallgemeinerte Andere ihm gegenüber hegt, übernimmt und dadurch ein inneres Kontrollsystem seines Verhalten aufbaut. Das bedeutet, dass sich durch die Internalisierung der sozialen Rollen „*eine nach und nach integrierte Über-Ich-Struktur [entwickelt, E.E.], die es dem Handelnden ermöglicht, sich an normativen Geltungsansprüchen zu orientieren*“ (ebenda). Das ‚Me‘ bezeichnet Habermas auch als „konventionelle“ (ebenda: 161) Identität, da sie an bestimmte Rollen und Normen gebunden ist. Neben dem ‚Me‘ entfaltet sich zugleich das ‚I‘. Unter letzterem begreift Mead laut Habermas einerseits „*die Spontaneität von Einfällen, Wünschen, Gefühlen, Stimmungen, also ein Reaktionspotential, das über die im Über-Ich verankerten Orientierungen hinauschießt und gegenüber der Außenwelt den Bezirk des Subjektiven bildet*“ (ebenda: 66/67). Andererseits versteht Mead das ‚I‘ „als die generalisierte Fähigkeit, kreative Lösungen für Situationen zu finden, wo so etwas wie die Selbstverwirklichung der Person auf dem Spiel steht“ (ebenda: 67). In einem anderen Zusammenhang geht Habermas auf diese zusätzliche Bedeutung des Meadschen Ich-Begriffes näher ein und sieht darin „die Autonomie wie auch die Individualität sprach- und handlungsfähiger Subjekte“ (ebenda: 152) ausgedrückt. Damit meint er, dass das Individuum aufgrund der Ich-Identität fähig wird, einerseits autonom zu handeln und andererseits sich in einer verantwortlich übernommenen Lebensgeschichte selbst zu verwirklichen (vgl. ebenda: 162). Dazu ist ein „reflektiertes Verhältnis“ (ebenda: 153) des handelnden Individuums „zu sich als pathischem wie als praktischem Ich“ (ebenda) notwendig. Dieses Ich, das auf die Möglichkeit des Schöpferischen und Initiativen

verweist, sieht Habermas als Ansatzpunkt zur Erklärung des „zurechnungsfähig“ (ebenda) handelnden Subjekts.

Doch zurück zur Unterscheidung zwischen ‚I‘ als „subjektive[r] Welt der privilegiert zugänglichen Erlebnisse“ (ebenda: 66) und ‚Me‘ als Repräsentation der generalisierten Einstellungen der Bezugspersonen. In der Beziehung zwischen diesen beiden Komponenten der Identität spiegelt sich die Relation zwischen sozialer Welt und subjektiver Welt. Das Kind bildet eine Identität aus, indem es im Verlauf der Aneignung der sozialen Welt eine *„Grenze zwischen einer zur institutionellen Realität verdichteten Außenwelt und der Innenwelt spontaner Erlebnisse, die nicht über normenkonforme Handlungen, sondern allein über kommunikative Selbstdarstellung nach außen treten können“* (ebenda: 68, Hervorhebung im Original kursiv) zieht.

Nach der generellen Erörterung der Habermasschen Vorstellung von Ich-Identität, die auf Hegel und Mead zurückgeht, scheint es von Interesse, jenes sozialpsychologisch stark beeinflusste Modell der Ich-Entwicklung darzustellen, mit Hilfe dessen sich die Rekonstruktion der Entwicklung des sprach- und handlungsfähigen Individuums nach Habermas zeigen lässt. Es sei an dieser Stelle auf die Unterscheidung zwischen Ich- und Identitätsbegriff hingewiesen. So verstehen Döbert, Habermas und Nunner-Winkler den Identitätsbegriff als „soziologische[s] Äquivalent des Ich-Begriffs“ (Döbert et al. 1977: 9). „Identität“ bezeichnen sie als *„die symbolische Struktur, die es einem Persönlichkeitssystem erlaubt, im Wechsel der biographischen Zustände und über die verschiedenen Positionen im sozialen Raum hinweg Kontinuität und Konsistenz zu sichern“* (ebenda).

### **3.2 Konzept der Ich-Entwicklung**

Hinsichtlich einer Theorie der Ich- oder Identitätsentwicklung betont Habermas in seinem Aufsatz über die Entwicklung der Interaktionskompetenz, dass es notwendig sei, einzelne Entwicklungsdimensionen eindeutig voneinander abzugrenzen, um Schwierigkeiten zu vermeiden (vgl. Habermas 1974a: 191). So schlägt er „eine systematisch begründbare Einteilung in kognitive, sprachliche und interaktive Entwicklung vor“ (ebenda). Für jede einzelne dieser Dimensionen lässt sich seiner Ansicht nach eine Reihe von universalen Strukturen anführen, die einer entwicklungslogischen Ordnung unterliegen, wobei der Begriff „entwicklungslogisch“ auf eine hierarchische Ordnung im Sinne eines Stufenmodells hindeutet. Die „Universalität der Strukturen“ (ebenda: 192), die dem Ich laut Habermas „die abstrakte Allgemeinheit eines Ich-überhaupt“ (ebenda) sichert, scheint

auf den Hegelschen Aspekt des Allgemeinen bei dessen Konzeption des Ich als Identität des Allgemeinen und des Einzelnen, die oben skizziert wurde, zu verweisen. Zentral ist bei Habermas jedenfalls die Rekonstruktion universeller Strukturen der Entwicklung, das heißt, er geht davon aus, dass jedes Individuum der menschlichen Gattung seine Sprach- und Handlungsfähigkeit über Entwicklungsstufen ausbildet, die nicht übersprungen werden können und zunehmend komplexer werden. Universell bedeutet jedoch nicht, dass stufentypische Entwicklungsprobleme von allen gleich gelöst werden beziehungsweise jegliche Entwicklung gleich verläuft, da die sozialisationsbedingten Rahmenbedingungen einen großen Einfluss auf die Entwicklung des Heranwachsenden ausüben. Darauf wird weiter unten noch genauer eingegangen. Wie nun die Ausbildung der universalen Strukturen der Erkenntnis-, Sprach- und Handlungsfähigkeit des Subjekts vorzustellen ist, wird im Folgenden erläutert.

Habermas geht mit Piaget davon aus, dass das Subjekt diese Strukturen ausbildet, indem es sich sowohl konstruktiv als auch adaptiv mit seiner Umwelt auseinandersetzt, wobei die Umwelt „nach *äußerer Natur, Sprache und Gesellschaft*“ (ebenda: 192, Hervorhebung im Original) zu unterscheiden sei. Das Subjekt erfährt sich in seiner Subjektivität beziehungsweise wird als solches erhalten „*durch Abgrenzungen gegenüber der als objektiv erfahrenen äußeren Natur, gegenüber der Normativität beanspruchenden gesellschaftlichen Lebenszusammenhang und gegenüber der Intersubjektivität stiftenden Sprache*“ (ebenda: 195). Habermas versteht also die Entwicklung des Ich als die Herausbildung eines Systems von Abgrenzungen des Ich gegenüber objektiven Wahrnehmungen, normativen Strukturen und intersubjektiven Äußerungen. Das Subjekt wird zum Subjekt, das heißt, es wird fähig, sich mit sich selbst zu identifizieren, indem es sich im Verhältnis zur äußeren Natur, zur Normativität und zur Sprache wahrnehmen beziehungsweise reflektieren lernt. In Habermas' Worten ausgedrückt, bildet das Ich seine Identität aus, „*indem sich die innere Natur auf dem Wege über eine Integration in die stufenweise entwickelten Strukturen des kognitiven, sprachlichen und interaktiven Austauschs mit der Umwelt reflektieren lernt*“ (ebenda: 192/193). Die „innere Natur“ ist daher als „*die zur Erkenntnis-, Sprach- und Handlungsfähigkeit gelangte, den Universalstrukturen einverleibte und im gleichen Maße innerlich gewordene ‚Natur‘ des Organismus des Neugeborenen*“ (ebenda: 192) zu verstehen. Dem Begriff der inneren Natur entspricht bei Habermas jener der subjektiven Welt oder „*Innenwelt* [...], der alles zugerechnet wird, was der Außenwelt nicht inkorporiert werden kann und wozu der

Einzelne einen privilegierten Zugang hat“ (Habermas 1995a: 83, Hervorhebung im Original).

Die Fähigkeit zur Selbstabgrenzung beziehungsweise Erhaltung seiner Subjektivität kann im vollen Ausmaß erst vom erwachsenen Subjekt erwartet werden, das dann als „zurechnungsfähig“ (Habermas 1974a: 198; Hervorhebung im Original) zu betrachten sei. Das heißt, dass Habermas die Entfaltung der Ich-Identität als Entwicklung der Zurechnungsfähigkeit des handlungs- und sprachfähigen Individuums begreift, wobei er anderenorts Zurechnungsfähigkeit als „Willensstärke, Glaubwürdigkeit und Zuverlässigkeit, also kognitive, expressive und moralisch-praktische Tugenden eines an Geltungsansprüchen orientierten Handelns“ (Habermas 1995b: 270) beschreibt.

Die Ich-Entwicklung, die nun nach Habermas dargestellt wird, darf keinesfalls als unabhängige Entwicklungslinie neben der kognitiven, sprachlichen und interaktiven Entwicklung missverstanden werden, sondern muss als Prozess aufgefasst werden, der komplementär zur Entwicklung von Kognition, Sprache und Interaktion verläuft und ebenso einer stufenförmigen Logik unterliegt (vgl. Habermas 1974a: 193).

### **3.2.1 Entwicklung des Ich**

Unter Rückgriff auf Erkenntnisse der kognitivistischen und der psychoanalytischen Entwicklungspsychologie unterscheidet Habermas vier Stufen der Ich-Entwicklung: „(a) die symbiotische, (b) die egozentrische, (c) die soziozentrisch/objektivistische und (d) die universalistische Entwicklungsstufe“ (Habermas 1976a: 14), die im Folgenden nach seinen Ausführungen knapp zusammengefasst werden.

#### **a) Symbiotische Stufe**

Aufgrund der symbiotischen Beziehung zwischen dem Kind, seiner Bezugspersonen und seiner physischen Umwelt im ersten Lebensjahr kann in dieser Phase noch keine „Abgrenzung der Subjektivität“ (ebenda: 15) angenommen werden.

#### **b) Egozentrische Stufe**

Diese Stufe deckt sich laut Habermas mit Piagets sensumotorischer und präoperativer Entwicklungsphase. Das Kind beginnt zwischen Ich und Umwelt zu differenzieren, auch wenn diese Abgrenzung noch nicht objektiv ist und die Umwelt noch nicht in physisch und sozial unterschieden wird. Denken und Handeln des Kindes erfolgen auf der Stufe „des kognitiven und des moralischen Egozentrismus“ (ebenda). Das heißt, das Kind kann Situationen nur von seinem eigenen Standpunkt aus, also aus seiner „leibgebundene[n] Perspektive“ (ebenda) heraus, wahrnehmen und verstehen.

#### c) Soziozentrisch/objektivistische Stufe

Auf dieser Stufe, die Habermas mit Piagets Stufe der konkreten Operationen gleichsetzt, begreift das Kind, dass sein Standpunkt perspektivisch ist und es lernt, „zwischen wahrnehmbaren und manipulierbaren Dingen und Ereignissen einerseits, [und, E.E.] verstehbaren Handlungssubjekten und deren Äußerungen andererseits“ (ebenda) zu differenzieren. Erst jetzt kann das Kind seine Subjektivität beziehungsweise sein Ich gegenüber Natur und Gesellschaft abgrenzen.

#### d) Universalistische Stufe

Ab der Adoleszenz wird der Jugendliche fähig, Objektivismus und Soziozentrismus zu überwinden. Das heißt, es gelingt ihm, die gegebene Natur hypothetisch zu erklären und die Normen der bestehenden gesellschaftlichen Ordnung als Konventionen zu durchschauen. Mit der Entwicklung der Kompetenz der Diskursfähigkeit und des hypothetischen Denkens „wird das System der Ich-Abgrenzungen reflexiv“ (ebenda).

An anderer Stelle ordnet Habermas den beschriebenen Entwicklungsstufen bestimmte Moralstufen zu. Diese seien hier kurz angeführt, da Habermas die Entwicklung des moralischen Bewusstseins als wichtigen Teil der Persönlichkeitsentwicklung und somit der Ich-Identität betrachtet (vgl. Habermas 1974b: 74). So kommt auf der egozentrischen Stufe der moralische Realismus, auf der soziozentrischen Stufe die konventionelle Moral und auf der universalistischen Stufe die post-konventionelle Moral zum Tragen (vgl. Habermas 1974a: 215). Auf die Entwicklung des moralischen Bewusstseins komme ich im Kapitel 5.3 zurück.

Eine umfassendere Erörterung der Ich-Entwicklung aus sozialpsychologischer Sicht findet sich in der Einführung des 1977 erschienenen Sammelbandes „Entwicklung des Ich“, die Habermas gemeinsam mit Rainer Döbert und Gertrud Nunner-Winkler verfasst hat. Auf diese Ausführungen wird jedoch nicht näher eingegangen, da der Aspekt der Identität nicht übertont werden soll.

Wie oben erwähnt, verlaufen komplementär zur Ich-Entwicklung die Entwicklungen der kognitiven, der sprachlichen und der interaktiven Kompetenz. Die Ausbildung der kognitiven Kompetenz wird nun nach den Ausführungen Habermas' allgemein skizziert, wobei auf ein genaueres Eingehen auf die Stadientheorie Piagets verzichtet wird, da dies nicht im thematischen Horizont der vorliegenden Arbeit liegt.

### 3.2.2 Entwicklung der kognitiven Kompetenz

Die kognitive Entwicklung charakterisiert Habermas im Anschluss an Piaget als Ausdifferenzierung von inneren und äußeren Handlungskoordinationen aus den einfachen Handlungsschemata der ersten Entwicklungsphase (sensumotorische).

Die inneren Koordinierungen entstehen auf dem Weg der „Interiorisierung“ (Habermas 1974a: 216), wobei Piaget unter Interiorisierung versteht, dass äußere Handlungsschemata „nach innen verlegt und in Schemata der Auffassung und des Denkens verwandelt werden“ (Habermas 1974b: 68). Im Verlauf der Interiorisierung der Handlungskoordinationen wird das Denken immer mehr von „zeitlichen Beschränkungen realer Prozesse“ (Habermas 1974a: 217, Hervorhebung im Original) freigesetzt. So kann beispielsweise das Kind mit der Entwicklung des anschaulichen Denkens sich an einen Handlungsablauf erinnern oder ihn antizipieren. Doch erst auf der Stufe des formal-operationalen Denkens wird es fähig, die Wirklichkeit „aus überzeitlich geltenden nomologischen Zusammenhängen“ (ebenda) zu erklären.

Der stufenförmige Verlauf der Entwicklung der äußeren Handlungskoordinationen entspricht den fortschreitenden Differenzierungsleistungen des Kindes zwischen seinen Handlungen und einer zunehmend objektivierten Realität. Anfangs besteht laut Habermas nur die konkrete Handlung, dann *„differenziert das Kind zwischen seiner Handlung, sich, als dem handelnden Subjekt, und dem behandelten Objekt; mit der weiteren Unterscheidung zwischen konkreten Handlungen und Operationen rückt die Wirklichkeit in ein objektives Bezugssystem von Meßoperationen ein; und mit der Unterscheidung von Theorien, gemessenen Daten und Wirklichkeit gewinnt schließlich die objektivierte Wirklichkeit [...] die Tiefenstruktur von [...] Gesetzmäßigkeiten“* (ebenda: 216). Die Ausbildung der äußeren Handlungskoordinationen befreit das Handeln und Denken von „räumlichen Beschränkungen“ (ebenda: 217), indem das Kind zwischen unterschiedlichen Realitätsebenen in der äußeren Natur zu differenzieren lernt (vgl. ebenda: 224). Das bedeutet, das Kind kann sich zunehmend „von der Räumlichkeit realer Prozesse“ (ebenda: 217) distanzieren. Während es auf der Stufe des anschaulichen Denkens räumliche Beziehungen noch relativ auf seinen Leib bezogen versteht, wird es auf der Stufe des hypothetischen Denkens fähig, Gesetze zu formulieren, die universal sind und somit „überall“ (ebenda) gelten.

Diese knapp zusammengefassten Habermasschen Erläuterungen der von Piaget konzipierten kognitiven Entwicklung sollen letztere im engeren Sinn skizzieren, nämlich als stufenförmige Herausbildung von Strukturen des Handelns und Denkens, die das Kind

in Auseinandersetzung mit seiner äußeren Welt erwirbt. Nun versteht Piaget jedoch laut Habermas die kognitive Entwicklung auch im Zusammenhang mit der Ausbildung einer äußeren und einer inneren Welt. Aufgrund seines manipulativen Umgangs mit physischen Objekten und aufgrund seiner Interaktion mit anderen Subjekten differenziert sich die Welt für das Kind in die „der wahrnehmbaren und manipulierbaren Gegenstände einerseits“ (Habermas 1995a: 105) und in die „der normativ geregelten interpersonalen Beziehungen andererseits“ (ebenda). Sowohl die Wechselwirkungen zwischen Subjekt und Objekt als auch jene zwischen den einzelnen Subjekten transformieren laut Piaget die geistige Struktur des Individuums und schaffen neue Eigenschaften (vgl. ebenda: 106). Kognitive Entwicklung in diesem weiteren Sinne bedeutet somit „*die Konstruktion eines Bezugssystems für die **gleichzeitige** Abgrenzung der objektiven und der sozialen von der subjektiven Welt. Kognitive Entwicklung bedeutet allgemein die **Dezentrierung eines egozentrisch geprägten Weltverständnisses***“ (ebenda, Hervorhebungen im Original kursiv). Die Herausbildung eines dezentrierten Weltverständnisses meint, dass sich für das Individuum die unterschiedlichen Weltbezüge (objektive, soziale, subjektive Welt) und die damit verbundenen Geltungsansprüche (Wahrheit, Richtigkeit, Wahrhaftigkeit) sowie grundlegende Einstellungen (objektivierend, normenkonform, expressiv) ausdifferenziert haben (vgl. Habermas 1983: 148).

Neben der kognitiven Kompetenz arbeitet Habermas die Entwicklungsdimensionen von Sprache und Interaktion heraus. Die Darstellung der **sprachlichen Entwicklung** beinhaltet sprachtheoretische Grundbegriffe, auf die erst im vierten Kapitel der Arbeit genauer eingegangen wird. Aus Gründen der besseren Verständlichkeit wird die Entwicklung der sprachlichen Kompetenz dort behandelt. An dieser Stelle seien der Vollständigkeit halber die drei Stufen der Sprachentwicklung, die Habermas unterscheidet, genannt: „*Stufe symbolisch vermittelte[r] Interaktionen – Stufe der propositional ausdifferenzierter Rede – Stufe der argumentativen Rede*“ (Habermas 1974a: 208).

Doch nun zum „Kern der Identitätsbildung“ (Döbert et al. 1977: 26), nämlich der Entwicklung der Interaktionskompetenz.

### **3.2.3 Entwicklung der interaktiven Kompetenz**

Unter interaktiver Kompetenz versteht Habermas „die allgemeinen Qualifikationen des Rollenhandelns“ (Habermas 1974b: 80). Dabei zählt er zur Rollenkompetenz „Rollenqualifikationen und Ich-Identität“ (Habermas 1972: 206), die er auch als „intrapyschische Repräsentanzen“ (ebenda) bezeichnet.

Die interaktive Entwicklung und die oben beschriebene kognitive Entwicklung weisen laut Habermas formale Ähnlichkeiten auf. Beide Entwicklungen verlaufen „über strukturell analoge Stufen“ (Habermas 1974a: 224) und bei beiden differenzieren sich „innere und äußere Handlungs koordinierungen“ (ebenda) aus, wobei jeweils eine Verlagerung der Handlungs koordinierungen von außen nach innen stattfindet. Diese Umsetzung äußerer Strukturen in innere stellt einen bedeutsamen Lernmechanismus dar, der mit dem Prinzip zusammenhängt, „durch aktive Wiederholung dessen, was man zunächst passiv erfahren oder erlitten hat, Unabhängigkeit sei es gegenüber äußeren Objekten, Beziehungspersonen oder eigenen Impulsen zu erlangen“ (Habermas 1974b: 68/69).

Während sich jedoch die kognitive Kompetenz „im manipulativen Umgang mit Objekten der äußeren Natur“ (Habermas 1974a: 194) ausbildet, wird die Kompetenz zum interaktiven Handeln „im Umgang mit kommunikativen, vergesellschafteten Subjekten und deren Äußerungen“ (ebenda) entwickelt. Interaktionsmuster sind von kognitiven Handlungsschemata insofern zu unterscheiden, dass die Interaktion zwei Bedingungen unterworfen ist, die für die Auseinandersetzung mit der physischen Umwelt keine Gültigkeit haben. Es handelt sich dabei um die Orientierung des interaktiven Handelns an Motiven und um dessen Bezogenheit „auf die *Intentionen eines Anderen*“ (ebenda: 218, Hervorhebung im Original). Diese Bedingungen sind laut Habermas erst nach Abschluss der sensumotorischen Phase erfüllbar, da es dem Kind erst ab dann möglich wird, soziale Objekte von sich und seinen Handlungen zu unterscheiden.

Bei der Entwicklung des interaktiven Handlungsschemas manifestieren sich laut Habermas die inneren Koordinierungen als „Verhaltenskontrollen, die Bestandteil der Persönlichkeitsstruktur sind“ (ebenda: 219) und die „Antriebsbasis der inneren Natur“ (ebenda) strukturieren. Letzteres bedeutet, dass Antriebe und Affekte (innere Natur) über sprachlich vermittelte Interaktionen in Handlungsmotive (kulturell interpretierte Bedürfnisse) umgewandelt werden. Durch die äußeren Koordinierungen wird die „symbolisch strukturierte[.] Welt von Handlungsnormen und Werten“ (ebenda) aufgebaut bzw. rekonstruktiv nachvollzogen (vgl. Abbildung 1).

*Abbildung 1*  
*Entwicklung der Interaktionsfähigkeiten*

Entwicklungsstufe	Koordinierungen	
	innere	äußere
0 primär narzisstisch	Symbiotische Verschmelzung von Selbst und Anderem, orale Phantasien der Einverleibung und des Ausstoßens	
I präödipl	<ul style="list-style-type: none"> <li>a) selektive Identifikationen mit Bezugspersonen</li> <li>b) Sanktionen durch Strafe</li> <li>c) primitive Abwehrmechanismen</li> </ul>	<ul style="list-style-type: none"> <li>a) primitive Muster der Interaktion</li> <li>b) symbolisch generalisierte Lust/Unlust</li> <li>c) natürliche Identität der Handelnden</li> </ul>
II konventionell	<ul style="list-style-type: none"> <li>a) Internalisierte Handlungsnormen und rollenabhängige Ich-Ideale</li> <li>b) Sanktion durch Scham und Schuld</li> <li>c) System von Bewältigungs- und Abwehrmechanismen (Konstituierung des Unbewußten)</li> </ul>	<ul style="list-style-type: none"> <li>a) systematisch verknüpfte reziproke Verhaltenserwartungen</li> <li>b) kulturell interpretierte Bedürfnisse</li> <li>c) Rollenidentität der Handelnden</li> </ul>
III postkonventionell	<ul style="list-style-type: none"> <li>a) Internalisierte Handlungsprinzipien und individualisierte Ich-Ideale</li> <li>b) Sanktion durch Schuld und Zurechnung realer Handlungsfolgen</li> <li>c) Möglichkeit rationaler Triebkontrolle</li> </ul>	<ul style="list-style-type: none"> <li>a) Handlungsprinzipien</li> <li>b) Motivrechtfertigungen</li> <li>c) Ich-Identität der Handelnden</li> </ul>

Quelle: Habermas 1974a: 220, Fig. 10

In Abbildung 1 zeigen sich in der rechten Spalte (äußere Koordinierungen) aufeinander aufbauende Stufen der Reflexion. So werden die einfachen Interaktionsmuster der ersten Stufe auf der zweiten Stufe reflexiv, da aufgrund sozialer Rollen die Reziprozität von Verhaltenserwartungen entsteht. Auf der dritten Stufe werden wiederum die reziproken Verhaltenserwartungen (Rollen, Normen) reflexiv, weil Prinzipien Handlungsnormen „normierbar“ (ebenda: 221) machen. Das heißt, Normen können nach Prinzipien erzeugt oder beurteilt werden. Habermas versteht ein Prinzip nämlich als eine Art „Metanorm, nach der ich Normen erzeugen kann“ (Habermas 1972: 212).

In der linken Spalte der Abbildung 1 (innere Koordinierungen) wird sichtbar, dass sich von Stufe zu Stufe immer abstraktere Strukturen ausbilden. Durch die Identifikation mit primären Bezugspersonen kommt es laut Habermas bereits auf der ersten Stufe zur „Differenzierung zwischen realistischen und wunschbestimmten Selbstimages und zu einer Trennung zwischen Über-Ich-Zensur und Ich-Ideal“ (Habermas 1974a: 221), wobei beide noch vom Verhalten und von den Erwartungen der Bezugspersonen bestimmt sind. Generell versteht Habermas Ich-Ideale als durch „Primärrollen“ und die „Zugehörigkeit zu einer Primärgruppe“ (Habermas 1972: 211) bestimmt. Die innere Verhaltenskontrolle, die sich auf der zweiten Stufe ausgebildet hat, verdankt ihren Ursprung der Generalisierung der Eigenschaften der Bezugspersonen. Das Verhalten wird nun durch die Angst vor dem Verlust sozialer Ankerkennung (Scham) oder durch Gewissensängste (Schuld) kontrolliert. Außerdem differenzieren sich auf dieser Stufe „die *allgemeinen* Zensuren des Über-Ichs von den besonderen Rollenkonfigurationen sei es des Ich-Ideals oder des realistischen Selbstbildes“ (Habermas 1974a: 221, Hervorhebung im Original). Auf der dritten Stufe wird die Verhaltenskontrolle hauptsächlich durch Prinzipien geleitet, auch wenn das Über-Ich weiterhin wirksam bleibt. Auch identifiziert sich das Individuum nicht mehr mit Rollen und Normen, sondern „mit sich als einziger, die Identität über Widersprüche der Lebensgeschichte und der sozialen Interessen hinweg sichernden Instanz“ (ebenda: 222). Das bedeutet, das Individuum ist nun fähig, sich von den überlieferten Normen und Werten zu distanzieren. Es macht seine Identität nicht mehr an bestimmten Rollen fest. Vielmehr kann der „individuierte Einzelne“ (Habermas 1974b: 81) aufgrund der diskursiv vermittelten Prinzipien, die nun seine Verhaltenskontrolle bestimmen, „eine jeweils unverwechselbare Biographie organisieren“ (ebenda: 82).

In diesem Zusammenhang scheint auch Habermas' Unterscheidung zwischen „sozialer Identität“ und „persönlicher Identität“ (Habermas 1968b: 131), die er von Goffman übernimmt, von Interesse. Die personale Identität oder Individualität sichert laut Habermas die Kontinuität in der „*lebensgeschichtlichen Vertikale*“ (Habermas 1972: 231, Hervorhebung im Original) trotz der unterschiedlichen Rollensysteme, die im Laufe einer Lebensgeschichte übernommen werden. Die soziale Identität sichert wiederum die Konsistenz zwischen den zugleich übernommenen Rollen. Um die soziale Identität aufrechtzuerhalten, bedarf es daher einer Erhaltung der Balance „zwischen Rollenkomplementarität und Rollenambiguität“ (ebenda: 231). Die Erhaltung der personalen Identität bedarf wiederum der „Balance zwischen Rollendistanz und Rollenflexibilität“ (ebenda). Das Konstrukt der Ich-Identität kann also als Balanceakt

begriffen werden, nämlich jener zwischen der Aufrechterhaltung sowohl der persönlichen als auch der sozialen Identität (vgl. Habermas 1968b: 131).

In obigen Ausführungen wird in erster Linie gezeigt, wie die Entwicklung der Verhaltenskontrolle und der Abwehrmechanismen auf der einen Seite und die Entfaltung der Identität, von der „natürlichen Identität“ über die „Rollenidentität“ zur „Ich-Identität“, auf der andere Seite verläuft. Die Dimensionen der Interaktionskompetenz werden jedoch nicht differenziert dargestellt. Dies erfolgt an anderer Stelle, nämlich im Habermaschen Aufsatz zur „Moralentwicklung und Ich-Identität“, in dem er ein Schema darstellt, welches die kognitive Entwicklung, die Komponenten des „symbolischen Universum[s]“ (Habermas 1974b: 77) und die Stufen der Entwicklung der Interaktionskompetenz integriert (vgl. Abbildung 2).

Abbildung 2

*Allgemeine Strukturen des kommunikativen Handelns  
Qualifikationen des Rollenhandelns*

Kognitive Voraussetzungen	Niveaus der Interaktion	Handlungsebenen	Handlungsmotivationen	Akteure	Wahrnehmung von		
					Normen	Motiven	Akteuren
I Präoperationales Denken	unvollständige Interaktion	konkrete Handlungen und Handlungsfolgen	generalisierte Lust/Unlust	natürliche Identität	Verhaltens- erwartungen verstehen und befolgen	Handlungs- intentionen (Wünsche) äußern und erfüllen	Konkrete Handlungen u. Akteure wahrnehmen
II Konkret- operationales Denken	vollständige Interaktion	Rollen, Normen- systeme	kulturell interpret. Bedürfnisse	Rollen- identität	reflexive Verhaltens- erwartungen (Normen) verstehen u. befolgen	zwischen Sollen u. Wollen (Pflicht/ Neigung) unter- scheiden	zwischen Handlungen/ Norm und individuellen Subjekten/ Rollen- trägern unterscheiden
III Formal- operationales Denken	Kommuni- katives Handeln und Diskurs	Prinzipien	Konkurrie- rende Bedürfnis- interpre- tationen	Ich- identität	reflexive Normen (Prinzipien) verstehen u. anwenden	zwischen Heteronomie und Autonomie unter- scheiden	zwischen partikula- ren/allgem. Normen und Indi- vidualität/ Ich überhaupt unterscheiden

Quelle: Habermas 1974b: 78, Schema 3

In der ersten Spalte ordnet Habermas die kognitiven Fähigkeiten an, die das Kind jeweils beherrschen muss, um an den entsprechenden Interaktionen teilnehmen zu können. Die beiden anschließenden Spalten repräsentieren die Komponenten des symbolischen Universums, wie sie auf den drei unterschiedlichen Entwicklungsstufen für die Heranwachsenden Realität gewinnen. Die Spalten „Handlungsmotivationen“ und „Akteure“ machen sichtbar, wie die Heranwachsenden mit ihren jeweils geformten

Bedürfnissen stufenweise in die „allgemeinen Strukturen des kommunikativen Handelns“ (Habermas 1974b: 79) hineinwachsen. Dabei ist zu beachten, dass das Kind auf dem ersten Niveau noch nicht in die „symbolische Welt“ (ebenda) integriert ist, da ihm keine Handlungen im Sinne generalisierter Verhaltenserwartungen zugerechnet werden können. Schließlich entsprechen die drei letzten Spalten des Schemas den drei Dimensionen der interaktiven Kompetenz. Diese sollen nun kurz erläutert werden. Die erste Dimension (Normen) bezieht sich auf den kognitiven Aspekt der Rollenqualifikation. Die drei Ebenen dieser Dimension unterscheiden sich durch das Ausmaß an Reflexivität, das erforderlich ist. Darauf wurde oben bereits eingegangen. Die zweite Dimension (Motive) bezieht sich auf den motivationalen Aspekt der Rollenqualifikation. Hier liegt der Unterschied in den drei Ebenen im „Abstraktionsgrad der Differenzierung“ (ebenda: 81). Während auf der ersten Ebene das Handeln an konkreten Bedürfnissen ausgerichtet ist, geht es auf der dritten darum, zwischen „überlieferten (oder auferlegten) und prinzipiell gerechtfertigten Normen“ (ebenda), also zwischen Heteronomie und Autonomie, differenzieren zu können. Die dritte Dimension (Akteure) beinhaltet sowohl kognitive wie auch motivationale Aspekte. Hier differenzieren sich die drei Ebenen „nach dem Grad der Generalisierung“ (ebenda: 82). So muss beispielsweise auf der zweiten Ebene das Individuum die Fähigkeit aufweisen, zwischen „Allgemeinem und Besonderem“ (ebenda: 81), wie Norm und konkreter Handlung, zu unterscheiden. Auf der dritten Ebene müssen dann *„die besonderen Normen unter dem Gesichtspunkt der Verallgemeinerungsfähigkeit thematisiert werden können, so daß die Unterscheidung zwischen partikularen und allgemeinen Normen möglich wird“* (ebenda).

Die von Habermas im dargestellten Schema angeordneten Rollenqualifikationen lassen seiner Ansicht nach eine Hierarchie sichtbar werden, die aufgrund einer genaueren Analyse ein „entwicklungslogisches Muster“ (ebenda: 82) erkennbar machen würde. Dieses könnte dann auch für „die Stufen des moralischen Bewusstseins gelten, sofern diese sich aus den Niveaus der Rollenkompetenz ableiten lassen“ (ebenda).

### **3.2.4 Entwicklung des moralischen Bewusstseins**

Habermas ist also der Ansicht, dass die Entwicklung der interaktiven Kompetenz und die des moralischen Bewusstseins miteinander verknüpft sind beziehungsweise dass sich die Stufen des moralischen Bewusstseins aus den Entwicklungsstufen der interaktiven Kompetenzen ableiten lassen. Davon könnte seiner Meinung nach dann ausgegangen werden, wenn unter moralischem Bewusstsein die Fähigkeit verstanden wird, „von der

interaktiven Kompetenz für eine *bewußte* Verarbeitung moralisch relevanter Handlungskonflikte Gebrauch zu machen“ (ebenda: 82, Hervorhebung im Original). In seinem Aufsatz „Moralentwicklung und Ich-Identität 1974“ (vgl. 82f) hat Habermas diese Gedanken genauer ausgeführt. An dieser Stelle möchte ich es mit dem Hinweis zur Vertiefung bewenden lassen. Im Zusammenhang mit der Entwicklung zur Diskursfähigkeit werde ich jedoch im Kapitel 5.3 auf die Ausbildung der moralischen Urteilsfähigkeit zurückkommen.

Wie oben erwähnt, werden durch den Erwerb der kognitiven, interaktiven und sprachlichen Kompetenzen komplementäre Verhältnisse des Ich zu seiner äußeren Natur, zur Normativität seiner Gesellschaft und zur Intersubjektivität der Sprache hergestellt (vgl. Habermas 1974a: 194). Bei der Darstellung der Ich-Entwicklung vernachlässigt Habermas jedoch die motivationale und affektive Entwicklung (vgl. McCarthy 1989: 385). Er beschreibt zwar die Entwicklung der inneren Verhaltenskontrolle und die Entstehung der Abwehrmechanismen im Rahmen der Ausbildung der interaktiven Kompetenz. Doch fehlt, wie beispielsweise McCarthy moniert, die Einbeziehung der affektiven und motivationalen Entwicklung in eine Darstellung der Entwicklung der interdependenten kognitiven, linguistischen und interaktiven Kompetenzen (vgl. ebenda). Dennoch darf nicht übersehen werden, dass Habermas in seinen „Stichworten zu einer Theorie der Sozialisation 1968“ auf psychodynamische Aspekte der Identitätsentwicklung, besonders jedoch auf die motivationale Entwicklung eingeht.

Der erwähnte Text bildet im Folgenden die Grundlage, um das soziale Umfeld zu beschreiben, in dem das Individuum seine Identität und seine Sprach- und Handlungsfähigkeit entwickelt. Das heißt, es wird nun aus soziologischer Perspektive auf die soziale Bedingtheit der Ausbildung von Persönlichkeitsstrukturen eingegangen. Der Begriff „Stichworte“ im Titel des Habermasschen Textes verweist bereits darauf, dass es darin nicht um die Ausarbeitung einer einheitlichen Theorie der Sozialisation gehen wird. Tatsächlich stellt Habermas eher Überlegungen an, welche Perspektiven beziehungsweise welche Interpretationsschemata in Bezug auf eine Theorie der Sozialisation vorzuziehen oder zu erweitern wären.

### 3.3 Sozialisation

Eine Theorie der Sozialisation bezieht sich laut Habermas in erster Linie auf den Bereich der „Erfahrungen im Umgang mit sozialen Objekten“ (Habermas 1968b: 143), obwohl organische Reifungsprozesse und kognitive Entwicklungen als Bedingungen des Lernens im Interaktionszusammenhang ebenfalls zu berücksichtigen seien. Eine Sozialisationstheorie soll erklären, wie Kinder die „Grundqualifikationen des Rollenspiels“ (ebenda: 128) erwerben, wobei unter Rollenspiel eine Interaktion zu verstehen ist, an der mindestens zwei Personen beteiligt sind und bei der „die Ebene der Intersubjektivität sprachlicher Bedeutungen“ (ebenda: 119) vorausgesetzt wird. Letzteres bedeutet, dass menschliche Interaktionen nicht nach einem Reiz-Reaktion-Schema ablaufen, sondern sprachlich vermittelt und an Erwartungen gebunden sind. Soziale Rollen werden über das Medium Sprache gelernt und „haben motivationsbildende Kraft, soweit sie ein in Grenzen plastisches Bedürfnispotential ‚interpretieren‘“ (ebenda: 121). Damit ist gemeint, dass die in gesellschaftlichen Rollen verkörperten Normen Werte repräsentieren, die wiederum auf Bedürfnissen basieren, „wobei die Bedürfnisse ihrerseits durch die kulturellen Werte ‚interpretiert‘ sind“ (Habermas 1972: 207). Die Bedürfnisse schlagen sich in der motivationalen Struktur des Individuums nieder. Auf diese wird unten noch genauer eingegangen.

Die Interpretation des Sozialisationsvorgangs im Sinne eines Rollenmodells weist laut Habermas den Vorteil auf, einen soziologischen Objektbereich zu begründen, in dem das handelnde Subjekt „als Rollenträger, d. h. als Funktion von Vorgängen, die durch soziale Strukturen bestimmt sind“ (Habermas 1968b: 119) begriffen werden kann. Die sozialen Strukturen durchdringen den „Organismus des Neugeborenen“ (ebenda: 120) so, dass das Kind im Verlauf des Heranwachsens fähig wird, nach den im Rollenspiel enthaltenen Normen, die wiederum durch Sanktionen abgesichert sind, zu handeln. Während das Kind in der primären Sozialisation lernt, überhaupt handlungsfähig zu werden, lernt es in der sekundären Sozialisation neue Rollen dazu. Der Sozialisationsprozess selbst stellt gleichzeitig einen Prozess der „Vergesellschaftung“ (ebenda: 120, Hervorhebung im Original) und einen der „Individuierung“ (ebenda) dar. Das heißt, dass sich das Kind im Verlauf seiner Entwicklung in ein spezifisches soziales System integriert, wobei es immer unabhängiger dem System gegenüber wird (vgl. Habermas 1974b: 68).

Wie versteht nun Habermas die Entwicklung beziehungsweise den Verlauf einer „*biographischen Rollenkarriere*“ (Habermas 1968b: 121, Hervorhebung im Original) des Individuums? Zunächst identifiziert sich das Kind mit relevanten Bezugspersonen, indem

es deren Rollen übernimmt. Identifikation darf jedoch nicht als Imitation missverstanden werden, sondern bezeichnet laut Habermas einen Lernmechanismus, nämlich „den *Mechanismus des Rollenlernens*“ (ebenda: 122, Hervorhebung im Original). Es wird nicht das tatsächliche Verhalten der Bezugspersonen übernommen, sondern deren normative Verhaltenserwartungen werden internalisiert. Lernen durch Identifikation erfordert eine Symbolvermittlung „auf der Ebene sprachlicher oder quasisprachlicher Intersubjektivität“ (ebenda). Eben weil das Identifikationslernen durch die Vermittlung von Symbolen bedingt ist, geht es über das Lernen einzelner Reaktionen hinaus. Es werden vielmehr „integrierte Verhaltensmuster, Verhaltenserwartungen, d. h. Interpretationen von Verhaltensweisen gelernt“ (ebenda).

Auch psychische Vorgänge lassen sich im soziologischen Rollenkonzept der Sozialisation erfassen. So werden „Motive als Bedürfnisdispositionen aufgefaßt, die an Symbolen festgemacht sind“ (ebenda: 123). Mit Verweis auf R. W. White (1959) und dessen Kompetenzbegriff beziehungsweise H. Hartmanns Begriff (1958) der „neutralisierte[n] Triebenergie“ (ebenda: 124) stellt Habermas fest, dass nicht jedes Verhalten motiviert sein müsse, sondern auch zweckfrei aus einem nichtspezifischen „Wirksamkeitsmotiv“ (ebenda) heraus entstehen könne. Diese Annahme führt schon 1968 zu seiner Vermutung, dass „*die Motivation des Rollenhandelns (Interaktion) von der Motivation des zweckrationalen (instrumentalen und strategischen) Handelns zu trennen [sei, E.E.] und in beiden Bereichen verschiedene soziale Bedingungen der Motivationsgenese*“ (ebenda) erwartet werden können.

Das konventionelle Rollenkonzept wird von Habermas jedoch nicht unkritisch übernommen. Er beanstandet dessen soziologisierende Tendenzen und versucht, das Konzept mit Rückgriff auf unterschiedliche Theorien zu erweitern. Im herkömmlichen Rollenmodell werden laut Habermas drei Grundannahmen oder Theoreme vertreten, die seiner Ansicht nach die „Dimensionen möglicher Freiheitsgrade des Handelns“ (ebenda: 127) vernachlässigen. Aus diesem Grund formuliert er zu den Theoremen des klassischen Rollenkonzepts, explizit in zwei Fällen, „*Gegentheoreme*“, um Fragen der Repressivität, der Interpretationsspielräume und der Autonomie aufzuwerfen.

Die erste Annahme des Rollenkonzepts beziehungsweise das „**Integrationstheorem**“ (ebenda: 125) besagt, dass „in stabil eingespielten Interaktionen auf beiden Seiten eine Kongruenz zwischen Wertorientierungen und Bedürfnisdispositionen besteht“ (ebenda). Nun zeigt sich empirisch, dass die Interaktion zwar an die Komplementarität der Erwartungen und des Verhaltens gebunden ist, nicht jedoch an die Reziprozität der

Bedürfnisbefriedigung. Das bedeutet, auch wenn Verhalten und Normen sich decken, kann keineswegs davon ausgegangen werden, dass sich auch die Befriedigung der Bedürfnisse deckt. Aus diesem Grund stellt Habermas dem Integrationstheorem das „*Repressionstheorem*“ (ebenda, eigene Hervorhebung) gegenüber, welches meint, dass die „vollständige Komplementarität der Erwartungen nur unter Zwang, auf der Basis fehlender Reziprozität hergestellt werden kann“ (ebenda). Das Repressionstheorem ermöglicht es, eine Interaktion nach dem Ausmaß ihrer Repressivität zu beurteilen. Dieses kann am „institutionell festgelegten Verhältnis der hergestellten Komplementarität der Erwartungen zur erlaubten Reziprozität der Befriedigungen“ (ebenda: 128) bemessen werden.

Die zweite Annahme der konventionellen Rollentheorie bezieht sich auf das „**Identitätstheorem**“ (ebenda: 126), welches besagt, dass „in stabil eingespielten Interaktionen auf beiden Seiten eine Kongruenz zwischen Rollendefinitionen und Rolleninterpretationen besteht“ (ebenda). Dieses Theorem wird von Habermas in Anschluss an Strauss, Turner und andere kritisiert, da es die aktive Rolleninterpretation der InteraktionspartnerInnen unberücksichtigt lässt. Er macht dagegen ein „*Diskrepanztheorem*“ (ebenda, eigene Hervorhebung) geltend, welches besagt, dass nur in verdinglichten Beziehungen eine Deckungsgleichheit von Definition und Interpretation der Rolle zu erreichen sei. In solchen Beziehungen können sich die Individuen nicht „als unvertretbare“ (ebenda) präsentieren, weil der „Spielraum einer *gebrochenen* Intersubjektivität der Verständigung über *gemeinsame* Normen“ (ebenda, Hervorhebung im Original) fehlt. Den Begriff der „gebrochenen Intersubjektivität“ erklärt Habermas an anderer Stelle in Bezug auf die offene Struktur der umgangssprachlichen Kommunikation genauer. Da die Umgangssprache nicht vollkommen formalisiert ist, bringt sie jene Uneindeutigkeit mit sich, die die Gebrochenheit der Intersubjektivität gewährt. Das heißt, Intersubjektivität ist gegeben, „weil Einverständnis prinzipiell möglich ist“ (Habermas 1970: 260). Die Gebrochenheit zeigt sich hingegen darin, dass „Verständigung prinzipiell nötig ist“ (ebenda). Im Dialog sind die PartnerInnen auf die Auslegung der sprachlichen Äußerungen angewiesen. Dies bedeutet einen „hermeneutischen Abstand der Individuen untereinander“ (ebenda), der auch die „Balance zwischen Trennung und Vereinigung, in der sich die Identität eines jeden Ich einspielen muß“ (ebenda) ermöglicht. Wie sprachliche Bedeutungen nur gebrochen intersubjektiv sind, so ist auch die Geltung von in Rollen verkörperten Normen interpretierbar.

Die dritte Annahme der Rollentheorie wird als „**Konformitätstheorem**“ (Habermas 1968b: 126) bezeichnet. Dieses geht davon aus, „daß eine stabil eingespielte Interaktion

auf einer Kongruenz zwischen geltenden Normen und wirksamen Verhaltenskontrollen beruht“ (ebenda). Das heißt, Rolle beziehungsweise verinnerlichte Normen und Motive entsprechen einander derart, dass die faktische Erfüllung der geltenden Normen mit hoher Wahrscheinlichkeit eintritt. In der Realität hängt normenkonformes Verhalten jedoch davon ab, wie und in welchem Ausmaß das Individuum die Rollen internalisiert. Es geht jedoch nicht nur um Internalisierung, sondern auch darum, inwieweit Distanzierung von der Rolle möglich ist. Dies hängt laut Habermas davon ab, ob Normen flexibel oder rigide verinnerlicht werden. Im ersten Fall wird eine Anwendung der Normen reflexiv im zweiten eher zwanghaft ausfallen. Bei der Kritik des dritten Theorems geht es also um die Problematik der „*Rollendistanz*“ (ebenda: 127, eigene Hervorhebung), Habermas benennt in diesem Fall jedoch kein eigenes „Gegentheorem“.

Die drei von Habermas genannten Dimensionen (Repression, Diskrepanz, Distanz), die er den Annahmen des herkömmlichen Rollenkonzepts gegenüberstellt, können seiner Ansicht nach dazu genutzt werden, um **Grundqualifikationen des handelnden Subjekts** in Bezug auf das Rollenspiel zu bestimmen. Diese Qualifikationen des Rollenhandelns und ihre Bedeutung für die Ich-Identität wurden bereits im Rahmen der Entwicklung der interaktiven Kompetenz behandelt. An dieser Stelle seien sie nochmals kurz zusammengefasst. Erstens handelt es sich um die Fähigkeit des bewussten Umgangs mit der „*Rollenambivalenz*“ (ebenda: 128). Es wird gefragt, ob das Individuum Rollenkonflikte bewältigen kann oder Abwehrmechanismen (bewusste und unbewusste) einsetzt. Zweitens geht es darum, wie gut es dem oder der Handelnden gelingt, die „*Rollenambiguität*“ (ebenda) zu meistern, das heißt, eine Balance zwischen Rollenübernahme und Rollenentwurf herzustellen. Die Fähigkeit der Verwirklichung einer angemessenen Selbstdarstellung ist hier zentral. Drittens stellt sich die Frage, in welchem Ausmaß das Individuum autonomes Handeln realisiert, das heißt, inwieweit es ihm gelingt, verinnerlichte Normen reflexiv anzuwenden. Diese dritte Komponente ist eng mit den Formationen des Über-Ich, also dem Aufbau der Verhaltenskontrolle verknüpft (vgl. ebenda: 129). Von den drei beschriebenen Grundqualifikationen des Rollenspiels hängt laut Habermas das soziologische Konstrukt der Ich-Identität, welche der psychoanalytischen „*Ich-Stärke*“ (ebenda: 129) entspricht, ab. Dieser Zusammenhang wird sichtbar in Analysen von Situationen, die als identitätsbedrohend gelten, wie es beispielsweise bei horizontaler oder vertikaler Mobilität der Fall ist. Es hat sich herausgestellt, je besser Individuen in solchen Situationen fähig sind, eine Neudefinition ihrer Identität vorzunehmen und mit der „*Divergenz ihrer Bezugsgruppen*“ (ebenda: 131)

umzugehen, desto leichter gelingt es ihnen, „einen relativen Grad von Ich-Identität“ (ebenda) zu bewahren. Oder in Habermas' Worten ausgedrückt: Ich-Identität bewährt sich in der Kompetenz des erwachsenen Individuums, „in Konfliktlagen neue Identitäten aufzubauen und diese mit den überwundenen älteren Identitäten in Einklang zu bringen, um sich und seine Interaktionen unter Anleitung allgemeiner Prinzipien und Verfahrensweisen in einer einzigartigen Lebensgeschichte zu organisieren“ (Habermas 1974b: 85).

Weiter oben wurde dargelegt, wie Habermas den Verlauf der Entwicklung der Ich-Identität sowie den der unterschiedlichen Kompetenzen begreift. Im Folgenden wird es darum gehen, wie sozialstrukturelle Bedingungen im Rahmen der Sozialisationsvorgänge diese Entwicklungen fördern oder hemmen können. Dabei darf nicht außer Acht gelassen werden, dass Sozialisation nicht unabhängig von der jeweiligen Gesellschaftsstruktur gedacht werden kann. So ist beispielsweise die modernisierte Lebenswelt „durch einen reflexiv gewordenen Umgang mit Traditionen“ (Habermas 1986: 10) geprägt. Daher ist Sozialisation heute auf eine „Ausbildung abstrakter Ich-Identitäten“ (ebenda) ausgerichtet. In der Moderne geht es also in erster Linie um „die Individuierung der Heranwachsenden“ (ebenda). Inwieweit dieses Ziel verwirklicht wird, hängt in großem Ausmaß von der wichtigsten Sozialisationsinstanz, nämlich der Familie, ab.

Die Funktion der Familie kann auch als jene der Vermittlung zwischen der Mikro-Ebene der Ich-Entwicklung des Individuums und der Makro-Ebene der gesellschaftlichen Reproduktion betrachtet werden. So entwickelt sich im Rahmen der familialen Erziehung das Individuum zum sprach- und handlungsfähigen Subjekt, wobei es gleichzeitig in „bestehende Rollensysteme“ (Habermas 1968b: 118) eingegliedert wird. Diese Eingliederung darf jedoch nicht als kritiklose Übernahme gesellschaftlicher Normen missverstanden werden, denn Individuierung bedeutet, wie oben schon erwähnt, die Ausbildung von Kritikfähigkeit beziehungsweise das Erlangen von Unabhängigkeit gegenüber dem gesellschaftlichen System.

Bei der **Entstehung von Motivationen** schreibt Habermas dem Familiensystem eine bedeutsame Rolle zu. Dieses bildet seiner Ansicht nach den soziologischen Bezugsrahmen, in dem sich „die psychoanalytischen Grundannahmen über die infantile Entwicklung der Motivationsbasis neu fassen“ (ebenda: 138) lassen. Es geht Habermas also bei einer Theorie der Sozialisation auch um eine von der Freudschen Psychoanalyse beeinflusste Theorie der Entwicklung der Motivation beziehungsweise um eine Erklärung der Struktur der motivationalen Entwicklung. Habermas geht mit Freud davon aus, dass die

psychosexuelle Entwicklung des Kindes einen Einfluss auf die Ausbildung der Motivationsstruktur ausübt. Dabei versteht er die Ausbildung der Geschlechtsrollenidentität und des moralischen Bewusstseins (Über-Ich-Strukturen) als Basis der Motivationsentwicklung. Dieser Zusammenhang wird folgendermaßen begründet: *„die Geschlechtsrolle kanalisiert Antriebsenergien und ist mit starken Emotionen besetzt; das moralische Bewußtsein ist nicht nur durch die Widerstandskraft gegenüber und durch Reaktionen auf Normenübertretung charakterisiert, sondern durch Angst- und Schuldgefühle ebenso wie durch die positive Bindung an Ich-Ideale (Sears)“* (ebenda: 139). In Bezug auf die Geschlechtsrolle nimmt Habermas an, dass die Rolle männlicher Jugendlicher „eher mit Orientierungen des zweckrationalen und des leistungskompetitiven Handelns“ (ebenda: 136) verbunden ist und jene der weiblichen „eher mit Orientierungen des kommunikativen und gefühlsintegrativen Handelns“ (ebenda).

Die motivationale Entwicklung bildet laut Habermas einen „Bestandteil der Ichentwicklung“ (Habermas 1974a: 193), während sich die kognitive, sprachliche und interaktive Entwicklung, wie oben ausgeführt, komplementär zur Ich-Entwicklung vollzieht. Den Verlauf der motivationalen Entwicklung erklärt er anhand der Rekonstruktion von phasen- und geschlechtstypischen Identifikationsprozessen, die als Lernvorgänge im Rahmen sozialer Interaktion zu verstehen sind. Das heißt, die Heranwachsenden erwerben ihre motivationale Grundlage durch Identifikation mit der Geschlechtsrolle, deren Rolleninhalt mit spezifischen Motivationen verbunden ist, und der Generationenrolle, also der Verinnerlichung der Autorität der Eltern. Die Übernahme der Generationenrolle ist wiederum mit der Ausbildung des moralischen Bewusstseins verknüpft. Diese Identifikationsprozesse hängen eng mit dem Erziehungsverhalten der Eltern zusammen. Mit Bezug auf empirische Untersuchungen unterscheidet Habermas ein eher „permissives“ (Habermas 1968b: 140) von einem eher „punitiven“ Erziehungsverhalten und stellt unter anderem fest, dass „permissive Erziehungstechniken die Entfaltung eines autonomen moralischen Bewußtseins begünstigen“ (ebenda: 141) sollen. Dabei wird unter permissiv ein Verhalten verstanden, das eher Einschüchterung körperlicher Art meidet, an die Einsicht des Kindes appelliert und in erster Linie an Prinzipien ausgerichtet ist (vgl. ebenda: 140). Hingegen meint punitiv: „Strafe durch körperliche Drohung, Sanktionierung von unmittelbaren Handlungsfolgen, inkonsistentes Erziehungsverhalten ohne Transparenz für das Kind“ (ebenda: 164). Hinsichtlich der Geschlechtsrollenidentifikation soll ein punitives Verhalten der Mutter die Identifikation der Töchter, besonders jedoch jene der Söhne, behindern.

Neben Identifikationsvorgängen hängt die Struktur der motivationalen Entwicklung von der „Sprachkommunikation und Sprachkompetenz“ (ebenda: 145) ab. Sprache ist laut Habermas insofern relevant für die Entwicklung der Motivationsstruktur, dass die Heranwachsenden die Möglichkeit haben müssen, sich in die „gebrochene“ (ebenda) Intersubjektivität einer Kommunikation einzuüben, da nur diese Individuierung beziehungsweise Autonomie zulässt. Dabei hebt Habermas den „reflexiven Sprachgebrauch“ (ebenda) hervor, den er auf jenen Aspekt der Sprachkompetenz zurückführt, *„der eine indirekte Selbstdarstellung der unverletzlichen Individualität in den unvermeidlich allgemeinen und mit anderen Individuen geteilten Kategorien des Sprechens und Handelns erlaubt“* (ebenda).

Insgesamt sieht Habermas die Entwicklung von Motivationen als einen komplexen Vorgang an, bei dem auch kognitive und organisch bedingte Reifungsvorgänge einen wichtigen Einfluss sowohl auf die Ausbildung der Geschlechtsrollenidentität als auch auf die des moralischen Bewusstseins ausüben. Umgekehrt wirken bestimmte Aspekte der Motivation, wie beispielsweise die Leistungsmotivation, auf die kognitive Entwicklung ein (vgl. ebenda: 144).

Bei der Ausbildung der motivationalen Basis, die Habermas als Bestandteil der Ich-Entwicklung ansieht, kann es zu zwei divergenten Abweichungen kommen. Der Sozialisationsprozess kann einerseits eine Motivationsstruktur hervorbringen, die *„zu starke Kontrollen“* (ebenda: 157, Hervorhebung im Original) aufbaut. Werden Rollen zu starr verinnerlicht, wird dadurch eine *„unbewußte Abwehr interpretierter Bedürfnisse“* ausgelöst. Die Unterdrückung der Bedürfnisse kann wiederum zu einer eingeschränkten Symbolverwendung führen, da die unterdrückten Motive als abgespaltene Symbole die *„öffentliche Sprache der sanktionierten Rollen“* (ebenda: 158) beeinträchtigen. Andererseits kann im Verlauf der Sozialisation eine Motivationsstruktur entwickelt werden, die *„zu schwache Kontrollen“* (ebenda, Hervorhebung im Original) aufbaut. Dies bedeutet, dass die Internalisierung nicht ausreicht, um ein angemessenes Über-Ich auszubilden, sondern *„zu einem fragmentarischen oder zu einem konkretistisch an Einzelpersonen haftenden externen Über-Ich [führt, E.E.], das ebenso wenig wie das rigide Über-Ich in den Bereich bewußter Handlungskontrolle integriert werden kann und darüber hinaus die Entfaltung der Ichfunktionen beeinträchtigt“* (ebenda: 157). In diesem Fall ist zwar die Unterdrückung der Bedürfnisse weniger wirksam, die Symbolverwendung wird jedoch durch die Umsetzung der Bedürfnisse *„in unkontrollierte Handlungen und Ideen“* (ebenda) beeinträchtigt. Die gestörte motivationale Entwicklung kann sich also in

Kommunikationsverzerrungen manifestieren, die aufgrund einer spezifischen Form der Internalisierung von Rollen zustande kommen. Auf die Thematik der verzerrten Kommunikation wird unten noch genauer eingegangen.

Wie sich gezeigt hat, versucht Habermas mit einer Theorie der Sozialisation, die Struktur der motivationalen Entwicklung zu erklären. Im Gegensatz dazu geht es ihm bei der Betrachtung der **kognitiven Entwicklung** im Rahmen der Sozialisation nicht um deren Struktur, sondern um die Erklärung, wodurch diese eine „Entwicklungshemmung oder -beschleunigung“ (ebenda: 143f) erfahren könne. Soziale Bedingungen, die sich auf die kognitive Entwicklung günstig oder nachteilig auswirken, hängen laut Habermas eng mit dem sozialökonomischen Status der Eltern zusammen. So sei beispielsweise empirisch gut belegt, dass ein positiver Zusammenhang zwischen Schulleistungen der Kinder und Status der Eltern auch bei Berücksichtigung der Intelligenz bestehe. Eine ähnliche Relation stellt Habermas mit Hinweis auf empirische Untersuchungen zwischen Sprachkompetenz der Kinder und Status der Eltern fest. Besonders starke Zusammenhänge konstatiert er zwischen Intelligenz und Schulleistung einerseits und einer Kombination von Variablen, die als „Anregungspotential des Elternhauses“ (ebenda: 146) beschrieben wird, andererseits. Auch schichtspezifische Erziehungstechniken werden als bedeutsamer Einfluss auf die kognitive Entwicklung angeführt. So unterscheidet Habermas im Anschluss an Goldberg zwischen der „Entwicklung eines kognitiven Stils, der eher begrifflich verbal ist“ (ebenda) und der eines „motorisch gerichteten Stil[s], der konkretistisch, dingorientiert und nicht verbal ist“ (ebenda). Während der erste Stil durch mittelschichtspezifische Erziehungsmuster gefördert wird, hängt der zweite mit Erziehungstechniken beziehungsweise Wertsystemen der Unterschicht zusammen.

Wie die motivationale ist laut Habermas auch die kognitive Entwicklung mit zwei Aspekten von Sprache verknüpft. Diese stellt ja einerseits eine Kommunikationsform und andererseits eine Kompetenz dar. Hinsichtlich der kognitiven Entwicklung scheinen laut Habermas beide Aspekte in Bezug auf die „Steigerung vorsprachlicher Intelligenzleistungen“ (ebenda: 145) relevant zu sein. So bemerkt er in diesem Zusammenhang: *„das kalkulierende Denken ist an das Operieren mit äußeren Symbolen gebunden. Den analytischen Sprachgebrauch führen wir auf den Teil der Sprachkompetenz zurück, der die Verwendung formallogischer Regeln und die rationale Erfassung objektiver Sachverhalte erlaubt“* (ebenda). Das heißt, im Gegensatz zur motivationalen Entwicklung, bei der der reflexive Sprachgebrauch zentral ist, ist die kognitive Entwicklung eher mit dem analytischen Gebrauch von Sprache verbunden.

Die **sprachliche Entwicklung** selbst ist von ähnlichen Variablen des Elternhauses abhängig wie die kognitive Entwicklung. So stellt Habermas in Bezug auf Unterschichteltern „ein geringeres Maß an sprachlicher Kommunikation“ und einen geringeren „Grad der Differenzierung im Gespräch“ (ebenda: 147) fest. Wie schon erwähnt, kann Sprache im Rahmen der Sozialisation unter zwei Gesichtspunkten betrachtet werden. Zum einen bezieht sie sich auf eine Kompetenz des Kindes, zum anderen stellt sie das Medium dar, durch das die sozialen Lernvorgänge vermittelt werden. Der zweite Aspekt bezieht sich auf die Kommunikationsform innerhalb der Familie, wobei laut Habermas die „Struktur der sprachlichen Kommunikation“ (ebenda: 148) im Vordergrund steht. Auch diese wird durch die soziale Schichtzugehörigkeit der Familie bestimmt. So unterscheidet Habermas nach B. Bernstein zwei schichtspezifische Kommunikationsformen, nämlich den „restringierten Kode“ (ebenda: 149) und den „elaborierten Kode“ (ebenda: 150). Diese Sprachkodes drücken „verschiedene *Strategien der verbalen Planung*“ (ebenda; Hervorhebung im Original) aus. Während die Verwendung des restringierten Kodes, der eher in der Unterschicht zu finden ist, vorhersagen lässt, welche sprachlichen Konstruktionen zu erwarten sind, lässt die Strategie des elaborierten Kodes, der häufiger in der Mittelschicht verbreitet ist, mehr Freiheit zu. Die sozialpsychologischen Auswirkungen des restringierten Kodes, wie beispielsweise „sozial induzierter Konservatismus und Anerkennung von Autorität“ (ebenda: 151), erklärt Habermas aus der Verknüpfung von Kommunikationsform und spezifischer familiärer Rollenstruktur. In diesem Sinne entspricht dem restringierten Kode „*eine konventionelle, eher am Status als an der Person ausgerichtete Interaktion, die stereotype Muster wiederholt und wenig Spielraum zu individuellen Differenzierungen bietet*“ (ebenda). Dagegen geht der elaborierte Kode häufiger mit einer flexiblen Interaktion Hand in Hand, welche sich mehr an der Person und weniger am Status ausrichtet und „durch Verbalisierung der vom kollektiven Muster abweichenden subjektiven Intentionen des Einzelnen vermittelt ist“ (ebenda). Interessant ist in diesem Zusammenhang auch, dass Familien, die personenorientiert agieren, bei ihren Erziehungsmethoden mehr Wert auf Begründungen und weniger Gewicht auf Macht und Unterordnung legen als statusorientierte Familien (vgl. ebenda: 152). Auch die Form von kindlichen Problemlösungsstrategien ist durch die familiäre Sozialisation beeinflusst. So zeigt sich laut Habermas, der sich auf Hess und Shipman (1965) bezieht, ein Zusammenhang zwischen der Rollenstruktur in der Familie (personenorientiert/statusorientiert), der Form der sprachlichen Kommunikation

(restringierter/elaborierter Kode), der Erziehungsmethode (Unterordnung/Begründung) auf der einen Seite und den kindlichen Lernvorgängen auf der anderen (vgl. ebenda: 153).

Wie oben dargestellt sieht Habermas die **Entwicklung der Ich-Identität** mit den Grundqualifikationen des Rollenspiels (Rollenambivalenz, Rollenambiguität, Distanzierung) verbunden. Das Erlernen dieser Grundqualifikationen bedeutet seiner Auffassung nach, dass im Sozialisationsprozess der primären Kindheit zwei Probleme gelöst werden müssen: *„eine komplexe Geschlechtsrollenidentifikation und eine auf dem Generationsunterschied beruhende reflexionsfähige Verinnerlichung der elterlichen Autorität einerseits, die Einübung in die gebrochene Intersubjektivität umgangssprachlicher Kommunikation, d. h. vor allem in den reflexiven Sprachgebrauch andererseits“* (ebenda: 171). Das heißt, die Ausbildung einer starken Ich-Identität beruht auf dem Aufbau einer motivationalen Basis und dem Erwerb einer spezifischen Kommunikationsform. Nun entwickelt sich auch die Ich-Identität unter bestimmten sozialen Bedingungen, die sich als förderlich oder hinderlich für deren Entfaltung erweisen können. So führt Habermas Verzerrungen der Über-Ich Strukturen und Störungen der inneren Kommunikation *„auf Rollenkonflikte und Kommunikationsstörungen des Familiensystems“* (ebenda: 158) zurück. Er nimmt bei der Interaktion von Eltern, die selbst eine schwache Identität ausgebildet haben, ein Konfliktpotential an, das sich weniger auf gegensätzliche inhaltliche Rollenorientierungen als auf strukturelle Barrieren (motivationale Basis und Sprachkompetenz) bezieht. Diese schwierigen, systemischen Randbedingungen, welche auf die Persönlichkeitsstrukturen der Eltern zurückzuführen sind, schließen *„nicht-manipulative Konfliktlösungen“* (ebenda: 159) innerhalb des Systems Familie aus. Es kommt vielmehr zur *„Maskierung“* (ebenda) der familiären Beziehungen. In diesem Zusammenhang spricht Habermas auch von einer *„unbewußten Konfliktabwehr“* (ebenda: 160) im System, die auf der Systemebene zwar notwendig für die Erhaltung des Familiensystems ist, sich für die einzelnen Familienmitglieder jedoch als dysfunktional erweist.

Neben der pathologischen Form der Konfliktbewältigung des Familiensystems müssen auch abweichende Formen des Rollen- bzw. Sprachlernens betrachtet werden, um zu verstehen, wie die Entwicklung der Ich-Identität beeinträchtigt werden kann. Störungen dieser Lernvorgänge hängen laut Habermas von zwei Komponente ab: erstens vom *„Erwerb von bevorzugten Mechanismen der unbewußten Abwehr auf der Ebene von Identifikationsvorgängen“* (ebenda: 162, Hervorhebung im Original) und zweitens von der

„*unvollständige[n] Aneignung des reflexiven Sprachgebrauchs* auf der Ebene von Kommunikationsvorgängen“ (ebenda: 163, Hervorhebung im Original).

Im Anschluss an Miller und Swanson geht Habermas davon aus, dass das Kind unbewusste Abwehrmechanismen in der Familie lernt. Empirische Untersuchungen haben Belege geliefert, dass Erziehungstechniken und Formen der Identifikation sowie die Ausbildung der Über-Ich Strukturen zusammenhängen. Außerdem ist Swanson der Ansicht, dass „Abwehrmechanismen und Über-Ich-Strukturen gleichzeitig und komplementär gelernt werden“ (ebenda: 164). Es hat nun laut Habermas den Anschein, dass „punitiv“ Erziehungsmethoden zu einer „defensiven Identifikation“ (ebenda) mit der Bezugsperson führen, wobei gleichzeitig die Entwicklung eines „fragmentarischen Über-Ichs“ (ebenda) gefördert werden soll. In diesem Kontext lernt das Kind Abwehrmechanismen, die Swanson unter dem Typus der „Verleugnung“ (ebenda) subsumiert hat. Permissive Erziehungsmethoden sollen hingegen eher zu einer „anaklitischen Identifikation“ (ebenda) führen und die Entwicklung eines „gut internalisierten Über-Ichs“ (ebenda) unterstützen. In diesem Konnex scheint das Kind Abwehrmechanismen zu lernen, die unter dem Typus der „Verdrängung“ gefasst sind. In Bezug auf Swansons Konzeptionalisierung der Abwehrmechanismen überlegt Habermas, ob diese nicht eher „durch extreme Formen der Identifikation“ (ebenda), wie Überidentifikation aufgrund von Überfürsorglichkeit der Bezugsperson oder fragmentarische Identifikation aufgrund einer ablehnenden Beziehung, zustande kommen als durch die beiden oben beschriebenen Identifikationsformen. Wäre dies der Fall, müsste seiner Ansicht nach eine neurotische Ich-Identität eher mit Verdrängungsmechanismen und eine psychotische mit Verleugnungsmechanismen verbunden sein (vgl. ebenda).

Nach diesem Blick auf die Bedingungen des Rollenlernens durch Identifikation werden die Bedingungen des Sprachlernens betrachtet. Die Stärke der Ich-Identität hängt laut Habermas davon ab, inwieweit der „reflexive Sprachgebrauch“ (ebenda: 165) beherrscht wird. Eine reflexive Handhabung von Sprache bedeutet nach Bateson und anderen „gleichzeitig zu kommunizieren und über diese Mitteilungen (metakommunikativ) sich verständigen zu können“ (ebenda), wobei mit metakommunikativ gemeint ist, dass die GesprächspartnerInnen sich über eigene Intentionen oder die Bedeutung von Handlungen verständigen können. Dazu gehört auch die Fähigkeit, sich über die Art der wechselseitigen Beziehung zu unterhalten. Kommunikation erfolgt laut Habermas auf verschiedenen Ebenen. So wird in der umgangssprachlichen Kommunikation einerseits ein Inhalt kommuniziert, und andererseits wird auf metakommunikativer Ebene mitgeteilt, wie

der Inhalt aufzufassen sei, „als Spiel oder Ernst, als Fiktion oder als Dokument, als Witz oder als Ritual, als existentieller Ausdruck oder als rhetorische Gebärde“ (ebenda: 166). Die Selbstpräsentation des Sprechers oder der Sprecherin, das heißt, welche Stellung zur Mitteilung bezogen wird, erfolgt indirekt. Damit will Habermas Folgendes ausdrücken: Was die Sprechenden „*eigentlich*“ (ebenda, Hervorhebung im Original) meinen, wird „indirekt mitgeteilt und ergibt sich für den Anderen aus dem Kontext“ (ebenda). Es hat sich gezeigt, dass schizophrene Personen nicht zwischen unterschiedlichen Kommunikationsstufen unterscheiden können beziehungsweise nicht fähig sind, Sprache reflexiv zu gebrauchen. Dies führt Habermas mit Bateson auf die gestörte Kommunikationssituation der Doppelbindung (double-bind) zurück. Die Double-bind-Situation beschreibt er als eine „*pathologische[.] Lernsituation, in der das Kind wiederholt und zur gleichen Zeit mit konträren Mitteilungen, die auf getrennten Kommunikationsebenen liegen, konfrontiert wird, ohne einen Ausweg der Objektivierung des Widerspruchs zu haben: das Kind wird in beiden Fällen bestraft, sowohl wenn es adäquat auf die manifeste Mitteilung (prätendierte Liebeszuwendung z. B.) wie auch wenn es korrekt auf die unterschwellige indirekte Mitteilung (z. B. verdeckte Ablehnung) reagiert*“ (ebenda). Diese schwierige Situation stellt für das Kind eine sogenannte „Beziehungsfalle“ (ebenda) dar. Nun unterscheidet Habermas mit Wynne zwei pathologische, familiäre Kommunikationsformen, die als „amorph“ oder „fragmentiert“ (ebenda: 168) bezeichnet werden und die genannten Beziehungsfälle erzeugen sollen. Während die amorphe Form der Kommunikation durch „Überkonformität und Zwangsintegration (pseudo-mutuality)“ (ebenda) in der Familie zustande kommt, bezieht sich die fragmentierte auf eine familiäre Kommunikation, die durch „wechselseitige Distanzierung und Abwertung (pseudohostility)“ (ebenda) bestimmt ist. Im Fall der pseudo-mutuality ist die familiäre Situation laut Habermas dadurch gekennzeichnet, dass die Eltern das Kind dazu zwingen, ein bestimmtes Wert- und Handlungssystem zu akzeptieren, obwohl sie selbst unbewusst dagegen eingestellt sind. Weil die Eltern unbewusst handeln, sind sie nicht in der Lage, „die konkurrierenden Äußerungen der getrennten Kommunikationsebenen“ (ebenda) zueinander in Bezug zu setzen. Sie betrügen sich also selbst in ihren widersprüchlichen Äußerungen und erzeugen damit eine Beziehungsfalle für das Kind, welches nicht lernen kann, die Double-Bind-Situation zu durchschauen.

Die Kommunikationssituation der pseudohostility ist wiederum auf die „Identitätsschwäche der Eltern“ (ebenda) zurückzuführen. Diese werten permanent und wechselseitig Äußerungen des jeweils anderen Elternteils ab, weil sie fürchten, dass ihr

Verhalten durch den anderen bestimmt werden könnte. Dieser „permanente Widerruf jeder intersubjektiven Verbindlichkeit“ (ebenda: 169) führt zu „einer Inkongruenz zwischen *allen* Ebenen der Kommunikation“ (ebenda, Hervorhebung im Original). Sowohl pseudomutuality als auch pseudohostility fördern laut Habermas psychotische Störungen, die auch als gehemmte Entwicklung der Ich-Identität aufgefasst werden können und das Erlernen des reflexiven Sprachgebrauchs maßgeblich beeinträchtigen (vgl. ebenda: 170).

Den beiden pathologischen Kommunikationsformen entsprechen spezifische „Verzerrungen der Intersubjektivität“ (ebenda: 174). So ersetzt einerseits beim amorphen Muster „*ein stereotyper Druck zur Überkonformität (pseudomutuality) die gebrochene Intersubjektivität durch die Herrschaft eines abstrakten, den Einzelnen kollektivierenden Allgemeinen*“ (ebenda: 173, Hervorhebung im Original kursiv). Andererseits zerstört beim fragmentierten Muster (pseudohostility) „ein wechselseitiger Distanzierungszwang [...] den gemeinsamen Boden der Intersubjektivität und führt zur Isolierung der Einzelnen voneinander“ (ebenda).

Neben der Kommunikationsform misst Habermas der familiären Rollenstruktur einen bedeutsamen Einfluss auf die Entwicklung der Ich-Identität bei. So müssen seiner Ansicht nach Geschlechtsrollen klar differenziert sein, um Modelle für die Identifikation der Kinder zu gewährleisten. Worin diese genaue Differenzierung besteht wird jedoch nicht genauer ausgeführt. Außerdem betont er die Bedeutung der Differenzierung der Generationsrollen. Das heißt, wenn das Verhältnis der Eltern, beispielsweise aufgrund ihrer Persönlichkeitsstruktur, keine Solidarität beziehungsweise solidarisches Handeln den Kindern gegenüber zulässt, ist es möglich, dass „die *Generationsschranke* durchbrochen wird“ (ebenda: 171, Hervorhebung im Original). Dies ist beispielsweise dann der Fall, wenn ein Elternteil das Kind als Ersatzpartner oder –partnerin ansieht, die Eltern die Elternrolle nicht wirklich übernehmen wollen oder ein Elternteil in die Kinderrolle verfällt. Diese fehlende Abgrenzung zwischen den Generationen nimmt dem Kind die Möglichkeit, ein Autoritätsmodell der primären Bezugspersonen zu verinnerlichen, welches in weiterer Folge Generalisierung erlauben und schließlich zur Unabhängigkeit von den Bezugspersonen führen würde.

### **3.4 Zusammenfassung: das sprach- und handlungsfähige Subjekt**

Im Gegensatz zur Reflexionsphilosophie, welche das Subjekt aus metaphysischer Sichtweise als eines begreift, das sich auf sich selbst als Objekt bezieht, geht Habermas von der intersubjektiven Beziehung des Subjekts mit anderen sprach- und handlungsfähigen Subjekten, die sich über etwas verständigen wollen, aus (vgl. Habermas 1995a : 525). Intersubjektive Beziehungen, die das Individuum mit anderen eingeht, spielen auch eine wichtige Rolle bei der Entwicklung der Identität des Individuums. Das heißt, das Subjekt kann sich nur im Interaktionsprozess, der wiederum symbolisch vermittelt ist, herausbilden. Die Habermassche Vorstellung der Entwicklung der Ich-Identität geht auf die kognitivistische Entwicklungspsychologie Piagets, auf die Sozialpsychologie des Symbolischen Interaktionismus und Freuds psychoanalytisches Instanzen-Konzept zurück. Das Subjekt erlangt Unabhängigkeit gegenüber den Objekten der äußeren Welt, der symbolischen Wirklichkeit der Rollen und seiner eigenen inneren Natur (Erlebnisse, Leiberfahrung, Antriebe), indem es mit diesen umgehen lernt und dadurch seine Fähigkeiten entwickelt und erweitert. In diesem Zusammenhang entfaltet das Subjekt seine kognitive, sprachliche und interaktive Kompetenz beziehungsweise sein moralisches Bewusstsein, wobei Habermas die Entwicklung der Interaktionskompetenz als Zentrum der Identitätsentwicklung hervorhebt.

Die Grundqualifikationen des handelnden Subjekts bestimmt Habermas im Rahmen des Interaktionsmodells der Sozialisationstheorie und erläutert, wie sozialstrukturelle Bedingungen die motivationale, die kognitive und die sprachliche Entwicklung beeinflussen. So ist die von phasen- und geschlechtstypischen Identifikationsprozessen abhängige Entwicklung der motivationalen Basis sowohl vom Erziehungsverhalten der Eltern als auch von deren Persönlichkeitsstrukturen, Kommunikationsform und Sprachkompetenz bestimmt. Erziehungstechniken und Sprachgebrauch hängen wiederum eng mit dem sozialökonomischen Status der Eltern zusammen. Auch die kognitive und die sprachliche Entwicklung der Heranwachsenden sind unter anderem von schichtspezifischen Variablen der Familie abhängig. Die Entfaltung der Ich-Identität, die eng mit dem Aufbau der motivationalen Basis und dem Erwerb des reflexiven Sprachgebrauchs verbunden ist, kann durch Rollenkonflikte, pathologische Kommunikationsformen und unbewusste Konfliktabwehr im Familiensystem gehemmt werden.

Aufgrund der bisherigen Überlegungen wird deutlich, dass die Habermassche Vorstellung eines sprach- und handlungsfähigen Subjekts nicht nur dessen äußerst komplexen

Bildungsprozess umfasst, sondern auch dessen Abhängigkeit von den positiven oder negativen Einflüssen seiner Sozialisationsbedingungen berücksichtigt.

In den vorangegangenen Kapiteln standen jene Kompetenzen beziehungsweise deren Entwicklung im Mittelpunkt, die ein Subjekt sprach- und handlungsfähig machen, also es befähigen, an Verständigungsprozessen teilzunehmen. Im nächsten Kapitel wird zunächst ein Blick auf die Voraussetzungen geworfen, aufgrund derer kompetente Sprecher und Sprecherinnen „Interaktionszusammenhänge, also die symbolische Realität der Gesellschaft“ (Habermas 1970/71: 82) herstellen. Anschließend wird beschrieben, wie diese allgemeinen Voraussetzungen für kommunikatives Handeln durch interne Störungen, die Habermas als systematisch verzerrte Kommunikation bezeichnet, verletzt werden können.

## **4 Sprachliche Kommunikation - Voraussetzungen**

Sprache dient laut Habermas einerseits als „Medium der Verständigung“ (Habermas 1995b: 41) und andererseits als „Medium der Handlungskoordination und der Vergesellschaftung von Individuen“ (ebenda). Oben wurde der Aspekt der Vergesellschaftung von Individuen, also die Ausbildung von Persönlichkeitsstrukturen und internen Verhaltenskontrollen mittels sprachlich vermittelter Interaktionen behandelt. Nunmehr werden jene Bedingungen im Vordergrund stehen, die Habermas als die „universale[n] Bedingungen möglicher Verständigung“ (Habermas 1976b: 353) betrachtet.

### **4.1 Formalpragmatische Grundlagen**

Durch die „linguistische Wende“ in der Philosophie zu Beginn des vorigen Jahrhunderts, die vor allem aufgrund der sprachphilosophischen Arbeiten von Wittgenstein und Heidegger vollzogen worden war, wurde der Sprache bei der Konstitution von Wirklichkeit eine bedeutende Rolle zugewiesen. Diese Wende, ebenfalls als „linguistic turn“ bekannt, bezeichnet den Paradigmenwechsel von der Bewusstseinsphilosophie zum Paradigma der Sprache. Habermas vollzieht die linguistische Wende in Bezug auf die Kritische Theorie, indem er „rationalitäts- und sprachtheoretische Gesichtspunkte in einer normativ gehaltvollen Konzeption von Verständigung zusammenführt“ (Habermas 2009: 9). Seinen formalpragmatischen Ansatz der Verständigung entwickelt Habermas aus einer Kritik an drei konkurrierenden Bedeutungstheorien, nämlich dem Intentionalismus, der formalen Semantik und der Gebrauchstheorie der Bedeutung (vgl. ebenda: 72f) und in Auseinandersetzung mit den Arbeiten von Austin, Searle und K.-O. Apel. Der Gegenstandsbereich der „Formalpragmatik“, die Habermas 1976 noch „Universalpragmatik“ (vgl. Müller-Doohm 2008: 72) nennt, bezieht sich auf die allgemeinen Strukturen von Sprechsituationen. Es geht Habermas darum, jenes Regelsystem zu rekonstruieren, nach dem Situationen möglicher Rede (Verwendung von Sätzen in Äußerungen) hervorgebracht werden.

Für Habermas bilden Sprechhandlungen (elementare Äußerungen) die grundlegenden Einheiten der Rede. In der Formalpragmatik werden jedoch nicht wie in der empirischen Pragmatik situationstypische Sprechhandlungen analysiert, sondern es sollen die „Regeln der Situierung von Sätzen in beliebigen Sprechhandlungen“ (Habermas 1976b: 396, Fig. 13) untersucht werden. Die Situierung von sprachlichen Ausdrücken meint, dass deren pragmatischer Verwendungssinn festgelegt wird. Der formalpragmatische Ansatz stellt nun

nach Habermas „den Anspruch, die Fähigkeit erwachsener Sprecher zu rekonstruieren, Sätze derart in Realitätsbezüge einzubetten, dass sie die allgemeinen pragmatischen Funktionen der Darstellung, der Selbstdarstellung und der Herstellung interpersonalen Beziehungen übernehmen können“ (ebenda: 394f). Die drei allgemeinen Funktionen von Sprechhandlungen, die Habermas hier anspricht, hat er von Karl Bühler (vgl. Habermas 1988b) übernommen und durch adäquate Geltungsansprüche interpretiert. Der Darstellungsfunktion entspricht der Anspruch auf Wahrheit, der Selbstdarstellungsfunktion jener auf Wahrhaftigkeit und der interaktiven Funktion jener auf normative Gültigkeit. Dieser dritten Sprachfunktion misst Habermas besondere Bedeutung bei. Im Rahmen der Sprechakttheorie untersucht er den von Austin als „illokutive Kraft“ (Habermas 1976b: 395) von Sprechakten bezeichneten Beziehung stiftenden Aspekt von Äußerungen.

Allgemein fasst Habermas Sprechhandlungen „als Mittel zum Zwecke der Verständigung auf“ (Habermas 1988b: 66), wobei dieser Zweck in zwei Aspekte unterteilt werden kann, nämlich einerseits, „daß der Hörer die Bedeutung des Gesagten *verstehen* und [andererseits, E.E.] die Äußerung *als gültig anerkennen* möge“ (ebenda, Hervorhebung im Original). Nach Austin unterscheidet Habermas „lokutionäre, illokutionäre und perlokutionäre Akte“ (Habermas 1995a: 388). Lokutionär bedeutet, dass Sachverhalte durch die Sprechenden ausgedrückt werden. Bei illokutionären Akten vollzieht der oder die Sprecherin eine Handlung, indem er oder sie etwas sagt. „Die illokutionäre Rolle“ (ebenda: 389) bestimmt den Kommunikationsmodus eines Satzes. Das bedeutet, der Sprecher oder die Sprecherin gibt aufgrund des illokutionären Akts zu erkennen, dass er oder sie möchte, dass das Gesagte entweder als Versprechen oder als Befehl oder etwas anderes verstanden werden soll. Unter normalen Bedingungen wird der Modus laut Habermas mittels eines performativen Verbs, wie behaupten, versprechen, befehlen, gestehen und dergleichen, in der ersten Person Präsens ausgedrückt. Performative Äußerungen sind besondere Äußerungen, sie vollziehen nämlich das, was sie aussagen. Besonders deutlich wird dies am Beispiel von institutionell gebundenen Sprechhandlungen, mit denen eine Norm (wie Taufe, Gratulation, Heirat) erfüllt wird. So beschreibt beispielsweise das performative Verb „gratulieren“ einerseits das, was getan wird, andererseits ist der Vorgang des Äußerns bereits ein Teil der Handlung, die durch das Verb „gratulieren“ beschrieben wird.

Durch perlokutionäre Akte wird hingegen ein Effekt bei den HörerInnen erzielt. Das heißt, durch das Ausführen der Sprechhandlung versuchen die SprecherInnen, auf bestimmte Weise auf die HörerInnen einzuwirken. Perlokutionäre Ziele von SprecherInnen gehen aus

der Sprechhandlung nicht direkt hervor, sie können nur über die Intentionen der SprecherInnen herausgefunden werden (vgl. ebenda: 389f). Mit der Unterscheidung zwischen Illokutionen und Perlokutionen verfolgt Habermas den Zweck, kommunikatives Handeln von strategischem Handeln abzugrenzen. So stellt er fest: *„Ich rechne also diejenigen sprachlich vermittelten Interaktionen, in denen alle Beteiligten mit ihren Sprechhandlungen illokutionäre Ziele **und nur solche** verfolgen, zum kommunikativen Handeln. Die Interaktionen hingegen, in denen mindestens einer der Beteiligten mit seinen Sprechhandlungen bei einem Gegenüber perlokutionäre Effekte hervorrufen will, betrachte ich als sprachlich vermitteltes strategisches Handeln“* (ebenda: 396; *Hervorhebung im Original kursiv*).<sup>1</sup> Kommunikatives Handeln ist also dadurch gekennzeichnet, dass alle TeilnehmerInnen illokutionäre Ziele ohne Vorbehalte verfolgen, um erstens verstanden zu werden und in weiterer Folge zu einem Einverständnis zu gelangen, das die Basis für eine gemeinsame Handlungskoordination bildet (vgl. ebenda: 397f). Als wirkliches Einverständnis kann jedoch nur jenes betrachtet werden, welches nicht in irgendeiner Weise erzwungen wird, sondern auf der intersubjektiven Anerkennung von Geltungsansprüchen beruht (vgl. ebenda: 406).

An der Sprechhandlung selbst unterscheidet Habermas drei strukturelle Bestandteile: „den propositionalen, den illokutionären und den expressiven“ (Habermas 1995b: 97). Beim **propositionalen Bestandteil** des Sprechakts handelt es sich um „einen abhängigen Satz propositionalen Gehalts“ (ebenda: 98). Dies bedeutet, dass sich der Satz auf Sachverhalte bezieht. Es geht also um den Inhaltsaspekt von Aussagen. So bildet beispielsweise im Satz „Ich behaupte, dass Max raucht“ das Rauchen von Max den propositionalen Gehalt. Dieser kann gegenüber verschiedenen Sprechakttypen invariant gehalten werden. Das heißt, auch im Falle einer Umformung des Aussageinhalts, beispielsweise „Ich warne dich (Max), zu rauchen“, bleibt der propositionale Gehalt unverändert (vgl. Habermas 1976b: 405f).

---

<sup>1</sup> In seinem Aufsatz „Zur Kritik der Bedeutungstheorie“ (1988) nimmt Habermas Abstand von dem in der Theorie des kommunikativen Handelns unternommenen Versuch, die bedeutungstheoretische Unterscheidung von illokutionären und perlokutionären Akten mit der handlungstheoretischen Unterscheidung von verständigungs- und erfolgsorientiertem Handeln zu verknüpfen. Er meint, dass es genüge, *„den Primat des verständigungsorientierten Sprachgebrauchs [...] bedeutungstheoretisch zu begründen und das kommunikative dadurch vom strategischen Handeln zu unterscheiden, dass es durch vorbehaltlos ausgeführte illokutionäre Akte vermittelt wird und deshalb unter den performativen Beschränkungen des handlungskoordinierten Verständigungsmechanismus steht. Dieser unterbricht gleichsam die Teleologie der über Konsensbildung verknüpften individuellen Handlungsketten, während die für strategisches Handeln instrumentalisierten Sprechhandlungen ihrer illokutionären Bindungskraft beraubt werden. Die von illokutionären Effekten zunächst rein bedeutungstheoretisch abgegrenzten perlokutionären Effekte können dann handlungstheoretisch verschieden beschrieben werden, je nachdem ob sie öffentlich und konsensfähig im Rahmen gemeinsamer Situationsdeutungen auftreten oder ob sie strategisch bezweckt sind und nicht deklariert werden dürfen“* (Habermas 1988c: 132f, Fußnote 31)

Propositionen sind in assertorische Sätze deskriptiven Gehalts, welche wahr oder falsch sein können, transformierbar. Die Wahrheitssemantik hat laut Habermas an den assertorischen Sätzen „den internen Zusammenhang von Bedeutung und Geltung exemplarisch gezeigt“ (Habermas 1995b: 98). Die Bedeutung eines Sprechakts wird nach Habermas nämlich dann verstanden, wenn der Hörer oder die Hörerin weiß, unter welchen Bedingungen er akzeptabel ist, wobei eine Sprechhandlung dann als akzeptabel gelten soll, wenn sie „die Bedingungen erfüllt, die notwendig sind, damit ein Hörer zu dem vom Sprecher erhobenen Anspruch mit ‚Ja‘ Stellung nehmen kann“ (Habermas 1995a: 401). Das bedeutet nichts anderes, als dass ein assertorischer Satz nur dann verstanden werden kann, wenn gewusst wird, welche Art von Gründen ein Sprecher oder eine Sprecherin angeben müsste, um die HörerInnen davon zu überzeugen, dass er oder sie für den Satz berechtigterweise einen Anspruch auf Wahrheit erhebt (vgl. Habermas 2009: 83f).

Der Wahrheitsanspruch muss wie auch jener auf Richtigkeit oder Wahrhaftigkeit intersubjektiv anerkannt sein. Durch die Anerkennung eines Geltungsanspruchs wird ein Einverständnis über Verbindlichkeiten oder Handlungsverpflichtungen begründet, das die interagierenden Subjekte an die Folgen ihrer Interaktion bindet. Damit ist gemeint, dass das Einverständnis Konsequenzen für die Interaktion hat. Denn akzeptiert beispielsweise ein Hörer oder eine Hörerin eine Behauptung eines Sprechers als wahr, erklärt er oder sie sich dadurch indirekt bereit, seine oder ihre nachfolgenden Handlungen an spezifischen konventionellen Verbindlichkeiten auszurichten (vgl. Habermas 1995a: 393). Kurz gesagt, wer eine Behauptung akzeptiert, schenkt dieser Glauben und wird sich entsprechend verhalten. Bei konstativen Sprechakten, also solchen, in denen Aussagesätze verwendet werden, entstehen jedoch *„interaktionsfolgenrelevante Verbindlichkeiten nur insofern, als Sprecher und Hörer sich verpflichten, ihr Handeln auf Situationsdeutungen zu stützen, die den als wahr akzeptierten Aussagen nicht widersprechen“* (ebenda: 408).

Der **illokutionäre Bestandteil** der Sprechhandlung wird „durch einen übergeordneten performativen Satz“ (Habermas 1995b: 98) gebildet. Im obigen Beispiel wird dieser Bestandteil durch die Sätze „Ich behaupte“, „Ich warne dich“ repräsentiert. Die Struktur des Satzes besteht aus einem Subjekt in der ersten Person Präsens, einem Objekt in der zweiten Person und einem performativen Ausdruck als Prädikat. An performativen Sätzen, die weder wahr noch falsch sein können, hat die Sprechakttheorie laut Habermas „den internen Zusammenhang von Sprechen und Handeln nachgewiesen“ (ebenda). Das heißt, indem SprecherInnen etwas sagen, führen sie eine Handlung aus. Neben dem Handlungsaspekt nimmt Habermas bei performativen Äußerungen einen Beziehungsaspekt

an, da diese seiner Ansicht nach „eine Interaktionsbeziehung zwischen mindestens zwei sprach- und handlungsfähigen Subjekten“ (Habermas 1976b: 397) herstellen. Dieser Beziehungsaspekt der Äußerung bedeutet zunächst, dass ein Satz durch die Äußerung in einen bestimmten Interaktionszusammenhang eingebettet wird. Darüber hinaus verleiht er Sprechakten eine „generative Kraft“ (ebenda), die zum Gelingen oder Misslingen der jeweiligen Sprechhandlung führt. Ein Sprechakt gelingt laut Habermas dann, wenn es zwischen SprecherInnen und HörerInnen zur Aufnahme der vom Sprecher oder der Sprecherin beabsichtigten Beziehung kommt und die HörerInnen den angezeigten „Verwendungssinn, beispielsweise als Versprechen, Behauptung, Ratschlag usw. verstehen und akzeptieren“ (ebenda) können. Die HörerInnen müssen also einerseits erkennen können, wie das, was gesagt wird, zu verstehen ist, also beispielsweise als Geständnis oder als Aufforderung. Andererseits müssen sie die Art von Gründen kennen, mit denen die SprecherInnen ihre Ansprüche, dass bestimmte Geltungsbedingungen erfüllt sind, allenfalls behaupten könnten. Dabei handelt es sich um jene Gründe, die der Kritik der HörerInnen am Geltungsanspruch standhalten können und mit intersubjektiv geteilten Überzeugungen verknüpft sind. Jeder Sprechakt kann immer unter drei Gesichtspunkten kritisiert werden, nämlich in Bezug auf eine Aussage (wahr/unwahr), hinsichtlich eines normativen Kontextes (richtig/falsch) und in Bezug auf die Intention der SprecherInnen (wahrhaftig/nicht wahrhaftig). Handelt es sich bei der illokutionären Bedeutung eines Sprechakts um eine Aufforderung, müssen die HörerInnen die Bedingungen für die Akzeptabilität der Aufforderung, also deren normative Gültigkeit, kennen. Bei einem Geständnis geht es hingegen um die Bedingungen der Wahrhaftigkeit. Die illokutionäre Komponente einer Äußerung bringt also die Gewährleistung von Geltungsansprüchen zum Ausdruck (vgl. Habermas 2009: 83f).

Die **expressive Komponente** des Sprechakts bleibt laut Habermas „in der Normalform implizit“ (Habermas 1995b: 98). Doch kann sie immer zu einem expressiven Satz erweitert werden. Expressive Sätze haben die Besonderheit, dass ihr Inhalt nicht bestritten werden kann, da der Sprecher oder die Sprecherin innere Vorgänge, zu denen er oder sie einen privilegierten Zugang haben, artikuliert. An ihnen lässt sich laut Habermas „der interne Zusammenhang zwischen Intention und Bedeutung, dem Gemeinten und dem Gesagten demonstrieren“ (ebenda: 99). Entscheidend ist hier, ob eine Aussage der Intention des Sprechers oder der Sprecherin auch tatsächlich entspricht.

Zusammenfassend sei nochmals betont, dass laut Habermas alle Sprechakte „dieselbe illokutionär/propositionale Doppelstruktur“ (Habermas 2009: 86) aufweisen, wobei der

illokutionäre Bestandteil festlegt, wie der propositionale Gehalt verwendet werden soll. Da jeder Sprechakt eine Proposition beinhaltet, misst Habermas dem Wahrheitsanspruch besondere Bedeutung bei, weil er gewissermaßen in die Redestruktur eingebaut ist. An anderer Stelle betont er jedoch, dass der normative Geltungsanspruch aufgrund der illokutiven Kraft der Sprechhandlung „ebenso universal in die Redestrukturen eingebaut [ist] wie der Wahrheitsanspruch“ (Habermas 1974a: 204). Denn für den Handlungscharakter des Sprechakts beziehungsweise für das Zustandekommen von interpersonalen Beziehungen ist es wichtig, dass sich diese „den etablierten Beziehungsmustern einfügen“ (ebenda), das heißt, sie müssen durch einen normativen Hintergrund abgesichert sein.

Die Tatsache, dass jede Äußerung unter zwei Aspekten, nämlich dem Beziehungs- und dem Inhaltsaspekt, analysiert werden kann, erlaubt es Habermas, den „*kommunikativen vom kognitiven Sprachgebrauch*“ (ebenda: 202, Hervorhebung im Original) zu unterscheiden. So schreibt er: „*Im kommunikativen Sprachgebrauch thematisieren wir die Beziehungen, die Sprecher und Hörer eingehen, als Warnung, als Versprechen, als Aufforderung, während wir den propositionalen Inhalt der Äußerung nur **erwähnen**. Im kognitiven Sprachgebrauch thematisieren wir den Inhalt der Äußerung als eine Aussage von etwas, das in der Welt statthat (oder der Fall sein könnte), während wir die interpersonale Beziehung nur beiläufig ausdrücken*“ (ebenda, Hervorhebung im Original kursiv).

Den drei strukturellen Komponenten der Sprechhandlung kommt nach Habermas eine jeweils unterschiedliche Funktion in Hinsicht auf die gesellschaftliche Reproduktion zu. So hängt die propositionale Komponente mit der Überlieferung von Wissen zusammen, die illokutionäre mit der Koordinierung von Handlungen und die expressive mit „der Differenzierung zwischen Innen- und Außenwelt“ (Habermas 1995b: 100). Diese Funktionen können Sprechhandlungen nur dann zugleich übernehmen, wenn die drei Bestandteile „*in jeder einzelnen Sprechhandlung zu einer grammatischen Einheit so integriert sind, dass der semantische Gehalt nicht in Segmente zerfällt sondern zwischen den Komponenten frei konvertiert werden kann*“ (ebenda, Hervorhebung im Original kursiv). Die Darstellung der Ausführungen, wie Habermas diese Verschränkung der Bestandteile begründet, würde an dieser Stelle zu weit führen (vgl. jedoch Habermas 1995b: 100f).

Von Interesse erscheint hingegen, wie Habermas unterschiedliche Typen von Sprechhandlungen differenziert. Um eine Typologie von Sprechhandlungen zu erstellen, erweitert Habermas das Modell von Searle, welcher die theoretischen Aspekte für die

Einteilung von Sprechakten der „*Geltungsdimension*“ (Habermas 1995a: 433) entnimmt. Während Searle jedoch die intersubjektive Anerkennung von Geltungsansprüchen unberücksichtigt lässt, geht Habermas davon aus, dass diese Anerkennung die Grundlage für die Erreichung der illokutionären Ziele von Sprechhandlungen bildet. Das bedeutet, dass Sprecher oder Sprecherinnen mit ihren illokutiven Akten Geltungsansprüche, wie Wahrheit, normative Richtigkeit und Wahrhaftigkeit, erheben und erwarten können, dass diese anerkannt werden. Habermas unterscheidet folgende Klassen von Sprechakten, denen er den Charakter von „pragmatischen Universalien“ (Habermas 1971: 109) zuschreibt, da erst mit ihrer Hilfe „die *Bedingungen möglicher Kommunikation* und damit die Sprechsituation“ (ebenda: 110, Hervorhebung im Original) erzeugt werden können.

**Typen von Sprechhandlungen** (vgl. Habermas 1995a: 435f und 1971: 111f)

**Imperative:** Mit dieser Form von Sprechhandlungen beziehen sich die SprecherInnen auf die objektive Welt. Es geht darum, den Hörer oder die Hörerin, dazu zu bringen, eine Handlung durchzuführen. Die Orientierung der Handelnden ist auf Erfolg ausgerichtet und deshalb kann ein Imperativ nur „anhand von Erfolgsbedingungen kritisiert werden“ (ebenda: 435). Geltungsanspruch ist hier die „Wirksamkeit“ (ebenda: 439). Beispiel: Öffne die Tür.

**Konstative Sprechakte:** aufgrund dieser Sprechhandlungen beziehen sich die SprecherInnen ebenfalls auf die objektive Welt, indem sie einen Sachverhalt darstellen. Konstativa, wie behaupten, erklären, versichern und dergleichen, sind verständigungsorientiert und erheben den Anspruch auf Wahrheit. Beispiel: Der Apfel ist grün.

**Regulative Sprechakte:** mit ihnen beziehen sich die SprecherInnen auf die soziale Welt, also auf Normen und Institutionen. Regulativa, wie entschuldigen, versprechen, erlauben, auffordern und dergleichen, sind verständigungsorientiert und dienen der Herstellung einer interpersonalen Beziehung. Mit ihnen wird der Anspruch auf „normative Richtigkeit“ (ebenda: 436) erhoben. Beispiel: Ich verspreche dir, mit dem Rauchen aufzuhören.

**Expressive Sprechakte:** mit ihnen beziehen sich die SprecherInnen auf die subjektive Welt, indem sie ein ihnen „privilegiert zugängliches Erlebnis vor einem Publikum enthüllen“ (ebenda) wollen. Expressiva beziehungsweise Repräsentativa, wie wünschen, enthüllen, gestehen und dergleichen, dienen der Selbstrepräsentation. Sie beziehen sich auf Intentionen und sind ebenfalls verständigungsorientiert. Mit ihnen wird der Anspruch auf Wahrhaftigkeit erhoben. Beispiel: Ich fürchte mich.

Als weitere Klassen von Sprechakten führt Habermas die „*Operative*“ und die „*Kommunikative*“ (ebenda: 436) an. Erstere, wie zählen, rechnen, schließen und dergleichen, beschreiben „was man bei der Konstruktion regelrechter symbolischer Ausdrücke tut“ (ebenda: 437) und weisen deshalb auch nur einen performativen Sinn auf. Letztere empfiehlt Habermas, „durch die *reflexive Bezugnahme auf den Kommunikationsvorgang*“ (ebenda; Hervorhebung im Original) zu definieren. Kommunikativa, wie sprechen, fragen, entgegnen, widersprechen, zugeben und dergleichen, erklären „den Sinn von Äußerungen qua Äußerungen“ (Habermas 1971: 111). So setzt jede Rede laut Habermas „eine faktische Vorverständigung darüber voraus, was das heißt, in der Sprache zu kommunizieren, Äußerungen zu verstehen und möglicherweise mißzuverstehen“ (ebenda). In einem früheren Text geht Habermas davon aus, dass die kommunikativen Sprechhandlungen auf die Intersubjektivität der Sprache und den Geltungsanspruch der Verständlichkeit verweisen (vgl. Habermas 1976b: 440, Figur 16). In der Theorie des kommunikativen Handelns grenzt er jedoch den Anspruch auf „Verständlichkeit“ der sprachlichen Äußerung von jenen auf Wahrheit, Richtigkeit und Wahrhaftigkeit ab und räumt der Verständlichkeit eine Vorrangstellung ein, indem er sie als Voraussetzung für Kommunikation bezeichnet (vgl. Habermas 1995a: 416). Dies leuchtet ein, denn nur wenn eine Sprechhandlung verständlich ist, wird der Bezug auf deren Geltungsanspruch möglich.

Diese hier beschriebenen Grundformen der Sprachverwendung müssten laut Habermas weiter differenziert werden, um Alltagskommunikationen zu analysieren. Doch können sie seiner Ansicht nach „als Leitfaden für die Typologisierung sprachlich vermittelter Interaktionen“ (ebenda: 437) dienen. TeilnehmerInnen am kommunikativen Handeln koordinieren mittels der illokutionären „Bindungseffekte“ (ebenda: 438) von Sprechakten ihre individuellen Handlungspläne. Aus diesem Grund nimmt Habermas an, dass regulative, expressive und konstative Sprechhandlungen adäquate Typen symbolisch vermittelter Interaktion konstituieren. Während Habermas regulative Sprechakte für normenreguliertes Handeln und expressive für dramaturgisches Handeln als konstitutiv erachtet, sieht er konstative Sprechhandlungen mit der Konversation verbunden. In der Konversation geht es nicht darum kommunikativ abgestimmte Handlungspläne auszuführen, sondern ihr Zweck ist „die kommunikative Verhandlung von Themen“ (ebenda). Mit der Konversation, dem normengeleiteten und dem dramaturgischen Handeln führt Habermas drei Typen des verständigungsorientierten Handelns ein, die er vom strategischen Handeln abgrenzt (vgl. ebenda: 439, Figur 16). Dabei ist bedeutsam, dass er

diese drei Typen als „Grenzfälle“ (Habermas 1995b: 184) betrachtet, da „kommunikative Äußerungen in verschiedene Weltbezüge stets *gleichzeitig* eingebettet“ (ebenda, Hervorhebung im Original) sind. Das heißt, die TeilnehmerInnen am kommunikativen Handeln beziehen sich simultan „auf etwas in der objektiven, der sozialen und der subjektiven Welt“ (ebenda), auch wenn ihre konkrete sprachliche Äußerung nur einen Weltbezug betont.

Im kommunikativen Handeln erfolgt die Koordinierung von Handlungen über „die Bindungsenergien der *Sprache selbst*“ (Habermas 1988b: 69, Hervorhebung im Original) und nicht wie beim strategischen Handeln darüber, dass die TeilnehmerInnen nicht-sprachlich auf die Handlungssituation und aufeinander Einfluss nehmen, also etwas in der Welt bewirken wollen. Zwar sind auch im kommunikativen Handeln die Tätigkeiten der TeilnehmerInnen an subjektiven Zwecken ausgerichtet. Diese werden jedoch durch die Sprache miteinander verbunden. Indem Sprechakte „vorbehaltlos“ ausgeführt werden, werden die jeweiligen Handlungsorientierungen und –prozesse „unter die strukturellen Beschränkungen einer intersubjektiv geteilten Sprache“ (ebenda: 72) gesetzt. Durch diese Beschränkungen wird der Perspektivenwechsel von einer erfolgsorientierten Einstellung zu einer „performativen Einstellung“ (ebenda) erzwungen. Letztere bedeutet, wenn sich ein Individuum mit einem anderen über etwas sprachlich verständigen will, muss es sich „den öffentlichen Kriterien der Verständigungsrationalität“ (ebenda: 82) stellen. Würde dieser Wechsel vom erfolgsorientierten zum verständigungsorientierten Gebrauch von Sprache nicht stattfinden, könnten die SprecherInnen die Bindungsenergien der Sprache nicht nutzen.

Die einvernehmliche Abstimmung der Pläne der Beteiligten im kommunikativen Handeln erfolgt vor dem Hintergrund „einer geteilten Lebenswelt und auf der Grundlage gemeinsamer Situationsdeutungen“ (ebenda: 70). Was versteht nun Habermas unter diesem Begriff der **Lebenswelt**, in der sich kommunikatives Handeln abspielen soll. Die Lebenswelt wird „durch einen kulturell überlieferten und sprachlich organisierten Vorrat an Deutungsmustern repräsentiert“ (Habermas 1995b: 189). Sie bildet den Kontext von Gesprächen und ist den TeilnehmerInnen an der Kommunikation nur vorbewusst in Form von unproblematischen Hintergrundannahmen, Gewissheiten beziehungsweise Selbstverständlichkeiten verfügbar. Auch wenn das kollektive Kontextwissen der SprecherInnen und HörerInnen diesen nur intuitiv vertraut ist, determiniert es doch die Deutung ihrer Äußerungen (vgl. Habermas 1995a: 449). Habermas trennt den Begriff der Lebenswelt strikt von den formalen Weltbegriffen, nämlich jenen der objektiven, der sozialen und der

subjektiven Welt. Während die Lebenswelt „für Verständigung *als solche* konstitutiv ist“ (Habermas 1995b: 192; Hervorhebung im Original), bilden die drei Weltkonzepte „ein Bezugssystem für das, *worüber* Verständigung möglich ist“ (ebenda, Hervorhebung im Original). Das heißt, dass sich SprecherInnen und HörerInnen vor dem Hintergrund einer intersubjektiv geteilten Lebenswelt „über etwas in der objektiven, sozialen oder subjektiven Welt“ (ebenda, eigene Hervorhebung) verständigen.

Auf der Ebene der Gesellschaftstheorie ist die Lebenswelt für Habermas „ein symbolisch strukturierter Sinnzusammenhang“ (Habermas 1988b: 99), der sich aus den drei Komponenten Kultur, Gesellschaft (legitime Ordnungen) und Persönlichkeitsstrukturen, welche über grammatische Beziehungen miteinander verschränkt sind, zusammensetzt. Diese Lebensweltkomponenten versteht Habermas als „Verdichtungen und Ablagerungen“ (ebenda: 96) jener „Prozesse der Verständigung, der Handlungskoordination und der Vergesellschaftung“ (ebenda), die über das kommunikative Handeln laufen. Das bedeutet, dass die Bestandteile der Lebenswelt dadurch entstehen beziehungsweise aufrecht erhalten werden, weil Wissen weitergegeben und die Solidarität von Gruppen stabilisiert wird sowie zurechnungsfähige Handelnde sozialisiert werden (vgl. ebenda). Die Verschränkung der Komponenten zeigt sich beispielsweise darin, dass Wissen, welches sich in der kommunikativen Praxis bewährt hat, über den Prozess der Sozialisation „zu Einstellungen, Kompetenzen, Wahrnehmungsweisen und Identitäten“ (ebenda) gerinnt.

Die in diesem Kapitel grob skizzierte Universal- bzw. Formalpragmatik, welche die rationalen Grundlagen von Verständigungsprozessen klärt, kann laut Habermas unter anderem dazu dienen, bestimmte Problemstellungen, „wie die sprachliche Repräsentation verschiedener Realitätsebenen [...] oder die Entstehung eines dezentrierten Weltverständnisses“ (Habermas 1995a: 444) zu behandeln. Mit Ersterem meint er, dass sprachliche Realitätsebenen, wie Witz, Ironie, Spiel, Fiktion und dergleichen, systematisch untersucht werden können. Die Entstehung eines dezentrierten Weltverständnisses bedeutet, dass die Heranwachsenden lernen, die subjektive Welt ihrer Erlebnisse von der objektiven und der sozialen Welt sowie von der Intersubjektivität erzeugenden Sprache abzugrenzen, indem sie sich die grundlegenden Modi des Sprachgebrauchs aneignen. Der Gebrauch von Konstativa erlaubt beispielsweise „die Unterscheidung einer öffentlichen Welt intersubjektiv anerkannter Auffassungen von einer privaten Welt bloßer Meinungen“ (Habermas 1971: 113). Außerdem gilt die Formalpragmatik für Habermas als „die theoretische Grundlage für die Erklärung systematisch verzerrter Kommunikationen und abweichender Sozialisationsprozesse“ (Habermas 1988: 414).

## 4.2 Verzerre Kommunikation

Im Rahmen seiner Theorie des kommunikativen Handelns begreift Habermas pathologische Kommunikation „als Ergebnis einer Konfusion zwischen erfolgs- und verständigungsorientierten Handlungen“ (Habermas 1995a: 445). Erfolgsorientiertes beziehungsweise strategisches Handeln differenziert Habermas in „verdeckt strategisches Handeln“ (ebenda: 446) und in „offen strategisches Handeln“ (ebenda). Bei Ersterem kann es sich einerseits um bewusste Täuschung handeln, dann „verhält sich mindestens einer der Beteiligten erfolgsorientiert, läßt aber andere in dem Glauben, daß alle die Voraussetzungen kommunikativen Handelns erfüllen“ (ebenda: 445). Andererseits kann die Täuschung auch unbewusst als Selbsttäuschung des Subjekts erfolgen, das bedeutet, dass einer oder eine an der Kommunikation Beteiligten glaubt, dass er oder sie „in erfolgsorientierter Einstellung handelt“, tatsächlich jedoch „bloß den Schein kommunikativen Handelns aufrechterhält“ (ebenda: 446). Diese zweite Form der Täuschung, die Habermas als „systematisch verzerre Kommunikation“ bezeichnet, wird nun näher beleuchtet.

Um die systematischen Kommunikationsstörungen, die sich sowohl auf intrapsychischer als auch auf interpersoneller Ebene ergeben, zu erklären, stützt sich Habermas auf Freuds metapsychologische Überlegungen und deutet diese kommunikationstheoretisch. Seiner Ansicht nach bedürfen Freuds psychoanalytische Annahmen nämlich einer Theorie der Umgangssprache, deren Funktion es ist, „*die intersubjektive Geltung von Symbolen und die sprachliche Vermittlung von Interaktionen auf der Grundlage reziproker Anerkennung ebenso zu klären wie die sozialisierende Eingewöhnung in die Grammatik von Sprachspielen als Individuierungsvorgang begreiflich zu machen*“ (Habermas 1988: 311). Es geht Habermas einerseits darum, vor dem Hintergrund des Modells kommunikativen Handelns zeigen zu können, wie die Geltungsbasis der Rede durch die Verletzung von universalen Geltungsansprüchen eingeschränkt wird. Andererseits analysiert er pathogene Sozialisationsprozesse, wobei er davon ausgeht, dass die Einflüsse der familialen Umgebung über das Medium des kommunikativen Handelns auf das Persönlichkeitssystem wirken (vgl. Habermas 1974: 226).

Zunächst interessiert die Störung der Voraussetzungen der sprachlichen Verständigung, wobei Habermas Verständigung als einen Prozess auffasst, „*der Unverständnis und Mißverständnis, Unwahrhaftigkeit sich und anderen gegenüber, schließlich Nicht-Übereinstimmungen auf der gemeinsamen Basis von Geltungsansprüchen zu überwinden sucht, die auf reziproke Anerkennung angelegt sind*“ (ebenda: 233). Verständigung ist also

im Habermasschen Sinne als „Herbeiführung eines Einverständnisses“ (ebenda) zu denken. Welche Geltungsansprüche beziehungsweise Voraussetzungen für Kommunikation meint Habermas nun, wenn er die systematisch verzerrte Kommunikation im Auge hat? Als Erstes nennt er den Anspruch der **Verständlichkeit**. Dieser wird nicht dadurch verletzt, dass sich eine Person unverständlich ausdrückt, weil sie die Sprache unzureichend beherrscht, oder dass Unverständlichkeit aus strategischen Gründen eingesetzt wird, um beispielsweise eine peinliche Situation zu überbrücken. Von systematisch verzerrter Kommunikation spricht Habermas nur dann, „wenn privatsprachliche Einsprengsel die Kommunikationsvoraussetzung der Verständlichkeit und damit die innere Organisation der Rede verletzen“ (ebenda: 248). Um die Bedeutung des Begriffs der Privatsprachlichkeit zu erklären, muss etwas ausgeholt werden.

Den Ausgangspunkt für die Erläuterung der Differenzierung zwischen öffentlicher Kommunikation und Privatsprache bilden die alltäglichen Sprachspiele, die Habermas als „Reden und Handlungen“ (Habermas 1988: 268) definiert. Ein vollständiges Sprachspiel umfasst sprachliche Ausdrücke, Handlungen und Expressionen. Besteht nun eine Diskrepanz zwischen diesen drei Kategorien von Ausdrucksformen, passen beispielsweise die verbalen Ausdrücke nicht zu den Handlungen oder den Erlebnisausdrücken, dann sieht Habermas den Text des Sprachspiels „durch unverständliche Symbole durchbrochen“ (ebenda: 277). Mit Unverständlichkeit meint er, dass die Symbole „den grammatischen Regeln der Umgangssprache, den Normen des Handelns und den kulturell eingeübten Mustern der Expression nicht gehorchen“ (ebenda: 277f). Auf der sprachlichen Ebene bedeutet dies, dass beispielsweise der semantische Gehalt der abweichenden Symbole nicht mehr dem der öffentlichen Sprache entspricht, was sich durch den Gebrauch von Worten mit idiosynkratischer Bedeutung bemerkbar macht. Auf der Verhaltensebene kann sich die Verzerrung in stereotypen Verhaltensmustern manifestieren, was für Habermas ein Zeichen dafür ist, dass „der semantische Gehalt des Symbols die spezifisch sprachliche Situationsunabhängigkeit eingebüßt hat“ (Habermas 1970a: 278). Die abweichenden Symbolbildungen lassen sich laut Habermas „als Ergebnis eines Kompromisses zwischen verdrängten Wünschen infantiler Herkunft und gesellschaftlich imponierten Verboten der Wunscherfüllung auffassen“ (Habermas 1988: 278). Dies bedeutet, dass in Konfliktsituationen der Kindheit jene Bedürfnisse beziehungsweise Handlungsmotivationen, die gesellschaftlich unerwünscht sind, aufgrund eines intrapsychischen Abwehrmechanismus, welcher wiederum die Sanktion der gesellschaftlichen Norm repräsentiert, abgewehrt werden. Genauer gesagt richtet sich die Abwehr auf die an den

nicht erwünschten Bedürfnissen festgemachten Interpretationen, also auf Symbole und Vorstellungen. Diese werden durch den Mechanismus der Verdrängung der öffentlichen Kommunikation entzogen. Habermas spricht in diesem Zusammenhang von der „privatisierte[n] Sprache der unbewußten Motive“ (ebenda), weil durch die Verdrängung der sprachlich interpretierten Motive und deren Abspaltung von der öffentlichen Kommunikation eine „Privatisierung ihres Bedeutungsgehalts“ (ebenda: 295) erfolgt. Es werden laut Habermas, der auf A. Lorenzer rekurriert, jene sprachlichen Bedeutungen privatisiert, die traumatisch besetzt sind. Sie werden „desymbolisiert“, das heißt, dass sie verdrängt und aus der öffentlichen Kommunikation ausgeschlossen werden (vgl. Habermas 1974: 269). Der Ausschluss führt dazu, dass die Symbole vom Subjekt nicht frei mitgeteilt werden können, weder in Worten noch Handlungen, da sie ihm selbst aufgrund der Verdrängung in das Unbewusste nicht mehr zugänglich sind (vgl. Habermas 1988: 291). Im Sprachspiel machen sich die abgespaltenen Symbole jedoch sehr wohl bemerkbar, nämlich als Verzerrungen des Textes, was letztendlich bedeutet, dass die öffentliche Kommunikation aufgrund der privatisierten Sprache unverständlich wird, also die Kommunikationsvoraussetzung der Verständlichkeit verletzt wird.

Neben dem Geltungsanspruch der Verständlichkeit führt Habermas jenen der **Wahrhaftigkeit** an. Dieser Anspruch, der vor allem im expressiven Sprachgebrauch bedeutsam ist, wird durch systematisch verzerrte Kommunikation dann verletzt, wenn beispielsweise einer oder eine an der Kommunikation Beteiligten sich über seine oder ihre Gefühle täuscht und daraufhin auf der latenten Ebene strategisch handelt. Auch in diesem Fall wird die Kommunikationsvoraussetzung unbewusst verletzt, da die Störung der Kommunikation auf einem intrapsychischen Konflikt beruht, das heißt, dass die Kommunikation „zwischen Teilen des Persönlichkeitssystems“ (Habermas 1974: 226) unterbrochen ist. So bleibt die Kommunikationsstörung allen Beteiligten verborgen und auf der manifesten Ebene scheint die Kommunikation so zu verlaufen, als ob die Voraussetzungen kommunikativen Handelns erfüllt seien (vgl. ebenda: 250).

Der dritte Geltungsanspruch, den Habermas in Bezug auf systematisch verzerrte Kommunikation analysiert, ist jener der **Richtigkeit**, wobei es ihm dabei um den Aspekt der Abweichung von Normen geht. Der Richtigkeitsanspruch wird einerseits dadurch verletzt, dass ein Sprecher oder einer Sprecherin stereotyp wiederkehrende Handlungen ausführt, die von den anderen an der Kommunikation Beteiligten als unpassend empfunden werden. Für den Sprechenden selbst scheint die Kommunikation jedoch ungestört zu verlaufen. Andererseits kann sich die Verletzung des Richtigkeitsanspruchs dann ergeben,

wenn die GesprächsteilnehmerInnen „über den normativen Hintergrund uneins sind, wenn Alter Handlungsnormen für richtig hält, die Ego ablehnt, oder wenn Alter Egos Selbstbild nicht akzeptiert“ (ebenda: 251). Werden diese Probleme nicht metakommunikativ im Rahmen eines Diskurses geklärt, sondern verschleiert, wird konsensuelles Handeln wieder nur zum Schein aufrecht erhalten.

Bezüglich der Verletzung des Anspruchs der **Wahrheit** meint Habermas, dass keine Verletzung des Wahrheitsanspruchs existieren würde, „die symptomatisch wäre für eine systematisch verzerrte Kommunikation“ (ebenda: 252).

Systematisch verzerrte Kommunikation liegt laut Habermas also dann vor, „wenn die innere Organisation der Rede gestört ist“ (ebenda), wobei letztere mit der „universalpragmatischen Regelung von Sprechhandlungssequenzen“ (ebenda: 242) gleichzusetzen ist. Eine systematische Verzerrung der Kommunikation hat nichts mit den Verstoß gegen Handlungsnormen zu tun, es geht Habermas um die Verletzung von jenen universalen Geltungsansprüchen, zu deren Erfüllung Sprechende durch das Ausführen von Sprechakten genötigt sind. Wird nun einer der oben erläuterten Geltungsansprüche (Verständlichkeit, Wahrhaftigkeit oder Richtigkeit) verletzt und damit eine allgemeine Kommunikationsvoraussetzung missachtet, kommt es zur Störung der inneren Organisation der Rede. Die Einschränkung der „Geltungsbasis der Rede“ (ebenda: 252) erfolgt jedoch „unauffällig“ (ebenda), das heißt, die Kommunikation wird weder abgebrochen noch wird zu „deklariertem und erlaubtem strategischen Handeln“ (ebenda) übergegangen, stattdessen läuft die Kommunikation, wenn auch nur zum Schein, auf der Basis verständigungsorientierten Handelns weiter. Systematisch verzerrte Kommunikation geht somit mit der Verschleierung eines Konflikts einher, welcher „weder offen ausgetragen, noch konsensuell gelöst“ (ebenda: 253) werden kann.

Wurde bisher die systematisch verzerrte Kommunikation in Bezug auf die allgemeinen Grundlagen der Verständigung betrachtet, liegt nun der Fokus auf dem Subjekt des kommunikativen Handelns. Dieses bildet im Sozialisationsprozess, wie bereits erläutert, nicht nur seine Bedürfnisstrukturen, Verhaltenskontrollen und Abwehrmechanismen aus, sondern es entwickelt auch seine Identität. Eine gelungene Entfaltung beziehungsweise Erhaltung der Ich-Identität hängt von den interpersonalen Beziehungen und den Kommunikationsmustern innerhalb der Familie ab. Nun ist die Familie laut Habermas jener Ort, in dem „systematisch verzerrte Kommunikationen, die sich aus Problemen der Sicherung der Ich-Identität ergeben“ (ebenda: 257) häufig auftreten. Für die Entfaltung und Erhaltung der Ich-Identität innerhalb der Familie ist es notwendig, dass die familiären

Interaktions- und Rollenstrukturen durch Flexibilität gekennzeichnet sind. Habermas erläutert dies an vier Dimensionen: „Nähe/Distanz – Gleichheit/Verschiedenheit – Aktivität/Passivität - Abgrenzung des Familiensystems“ (ebenda: 261f).

In Bezug auf die erste Dimension bezieht sich Habermas auf empirische Untersuchungen von Lidz und Wynne (1969), die belegen, dass in Problemfamilien kein der Situation angemessener flexibler Wechsel zwischen Nähe und Distanz möglich ist. Dies ist darauf zurückzuführen, dass „entweder die Desintegration der Gruppe zu Aufspaltungen und Entfremdungen führt“ (ebenda: 261), oder dass „eine erzwungene und krampfhaftes Überintegration“ (ebenda) die Familiensolidarität zwanghaft aufrecht erhält.

Bei der zweiten Dimension (Gleichheit und Differenz) geht es um die Balance zwischen Individualität und kollektiver Identifikation. So haben Untersuchungen von Hess und Handel (1967) die Bedeutsamkeit der Gewährung eines „angemessenen Spielraum[s] für die individuelle Selbstrepräsentation der einzelnen Mitglieder“ (ebenda: 262) im Familiensystem gezeigt.

Hinsichtlich der dritten Dimension (Aktivität und Passivität) besteht das Problem nicht darin, dass die Aktivitäten unter den Familienmitgliedern ungleich verteilt sind, sondern in „mehr oder weniger unauffällig eingelebten Dominanzbeziehungen, die Verständnis für Wünsche marginalisierter Mitglieder, Initiativen zu ergreifen, nicht zulassen“ (ebenda). Es geht also im Zusammenhang mit dieser Dimension um Machtverteilung, Abhängigkeit und Strategien der Ausbeutung innerhalb der Familie.

Bei der letzten Dimension, der Abgrenzung des Familiensystems, wird der Austausch der Familie mit der Außenwelt betrachtet. So unterscheidet Habermas nach Ackermann und Behrens (1956) „die nach außen isolierte Familie; die nur nach außen integrierte Familie; schließlich die desintegrierte und regressive Familiengruppe“ (ebenda: 263). Das Verhältnis der Familie zu ihrer Umwelt sollte laut Habermas so organisiert sein, dass diese „eine klare, gegenüber anderen Familien abgrenzende Identität ausbildet“ (Habermas 1968b: 137). Außerdem sollte die Familie „eine Balance zwischen einer Isolierung der Familie von der Umwelt und einer Diffusion in den Sog von Außenkontakten“ (ebenda) halten können.

Nun ist in pathogenen Familien der Sozialisationsvorgang in den oben genannten Dimensionen beeinträchtigt. Das heißt, dass aufgrund rigider oder undifferenzierter Interaktions- und Rollenstrukturen „jenes flexible Verhältnis zwischen Nehen und Distanzen, Gleichheiten und Differenzen, Handlungsinitiativen und Verhaltensreaktionen, Innen und Außen“ (Habermas 1974: 263), welches für die Sicherung der Ich-Identität der

Familienmitglieder notwendig ist, nicht hergestellt werden kann. Außerdem wird durch die verfestigten oder diffusen Strukturen die „äußere Organisation der Rede“ (ebenda) begrenzt und damit unflexibel. Unter äußerer Organisation versteht Habermas den durch Normen geregelten Kontext, „der die Muster der Interaktion festlegt“ (ebenda: 242), also beispielsweise wer sich wann und wie äußern darf, wie Themen behandelt werden und dergleichen. Der Druck, der durch die nicht gelösten Probleme der Identitätssicherung auf die äußere Organisation der Rede ausgeübt wird, wird aufgrund von Strategien der unbewussten Konfliktabwehr auf die innere Organisation der Rede abgewälzt. Damit sollen laut Habermas „Identitätskonflikte [...] abgefangen werden“ (ebenda: 265) ohne dass die konsensuelle Basis des kommunikativen Handelns auf der manifesten Ebene erschüttert wird. Die systematische Verzerrung der Kommunikation ergibt sich daraus, dass *„der Familienkonsens scheinhaft aufrechterhalten wird. Dieser Pseudokonsens wird auf Kosten der Einlösung jener universalen Geltungsansprüche der Verständlichkeit, Wahrhaftigkeit und Richtigkeit erreicht, auf deren Anerkennung andererseits der Hintergrundkonsens eines gelingenden Sprachspiels allein beruht; was nicht manifest werden darf, ist die systematische Verletzung dieser Geltungsansprüche“* (ebenda, Hervorhebung im Original kursiv).

Nun lassen sich laut Habermas drei Ebenen unterscheiden, auf denen die Herstellung eines Pseudokonsenses erfolgen kann. Die erste Ebene umfasst Strategien, die „allen Versuchen, den Status des Einverständnisses unter die Lupe zu nehmen und dem Verdacht auf Pseudokonsens nachzugeben, entgegenwirken“ (ebenda: 266). Dazu gehören Techniken, wie die des „Nichtantwortens“ (ebenda: 265) und der „Vernebelung“ (ebenda: 266). Bei letzterer handelt es sich um eine Wiederholung und Präzisierung von Details in einer Art und Weise, die die anderen an der Kommunikation Beteiligten so verwirrt, dass sie nicht mehr wissen, worum es tatsächlich geht.

Die zweite Ebene beinhaltet „Strategien, die der Herbeiführung eines Pseudokonsenses dienen“ (ebenda) und dabei den eigentlichen Dissens zudecken. Bei diesen „Pseudobestätigungen“ (ebenda) bezieht sich Habermas auf Untersuchungen von Luc Kaufmann (1972). Als Beispiel seien hier die „Pseudo-Konfirmationen“ (ebenda: 267) herausgegriffen. Dabei wird ein wichtiger Teil der Kommunikation des Partners oder der Partnerin ausgelassen und mit dem Rest so verfahren, als würde es sich noch immer um ein Ganzes handeln.

Die dritte Ebene bezieht sich auf „Inkonsistenzen“ (ebenda), die die Beeinträchtigung der Verständlichkeit der verbalen Ausdrücke zur Folge haben. Es geht Habermas auf dieser

Ebene um „Abweichungen, die durch Verstöße insbesondere gegen logische, semantische und pragmatische Regeln zustande kommen“ (ebenda: 267f). Eine Missachtung der semantischen und pragmatischen Regeln ist beispielsweise im Rahmen privatsprachlicher Bedeutungen, die oben bereits erläutert wurden, gegeben.

Habermas hat die Störung der inneren Organisation der Rede aufgrund des Drucks ungelöster Probleme, die mit der Identitätsproblematik zusammenhängen und zuerst die äußere Organisation der Rede überlasten, zu erklären versucht. Kommunikationsstörungen und Störungen der Identität befinden sich seiner Ansicht nach in einem „Kreisprozeß“ (ebenda: 270). Denn Identitätskonflikte sind einerseits die Ursache für systematische verzerrte Kommunikationen, andererseits gehen sie selbst auf „Defizienzen der Ich-Organisation“ (ebenda) der Eltern zurück. Damit ist gemeint, dass Identitätskonflikte und verzerrte Kommunikationsmuster im Rahmen von Sozialisationsprozessen intergenerational übertragen werden. Die Elterngeneration schafft nämlich aufgrund ihrer eigenen beeinträchtigten psychischen Disposition jene Sozialisationsbedingungen, „die Verständigungsprozesse und damit Heilung (Konfliktlösung) durch Einsicht ausschließen“ (ebenda: 232) und somit Strategien der unbewussten Konfliktabwehr begünstigen. Die unbewusst abgewehrten Konflikte treten dann als „unauffällige Kommunikationssperre zwischen den Individuen“ (ebenda) beziehungsweise als „Verzerrung von symbolischen Zusammenhängen“ (Habermas 1988: 291) zu Tage.

Pathogene Kommunikationsformen haben einen negativen Einfluss auf die Lernprozesse der Heranwachsenden und werden als gestörte Sprach- und Handlungsfähigkeit und in weiterer Folge als mangelnde Diskursfähigkeit manifest.

## 5 Das diskursfähige Subjekt

Im ersten Teil der vorliegenden Arbeit wurde versucht, das Habermassche Konzept der Entwicklung des sprach- und handlungsfähigen Subjekts zu rekonstruieren, da dieses der Ausgangspunkt für die Entwicklung der Denkfigur des „diskursfähigen Subjekts“ zu sein scheint. Bevor jedoch der Entwicklungspfad zur Diskursfähigkeit weiter verfolgt werden kann, muss kurz auf die Theorie des Diskurses eingegangen werden.

### 5.1 Diskurs

In seinem Aufsatz „Vorbereitende Bemerkungen zu einer Theorie der kommunikativen Kompetenz“ grenzt Habermas kommunikatives Handeln vom Diskurs folgendermaßen ab: *„Wir können mithin zwei Formen der Kommunikation (oder der ‚Rede‘) unterscheiden: kommunikatives Handeln (Interaktion) auf der einen Seite, Diskurs auf der anderen Seite. Dort wird die Geltung von Sinnzusammenhängen naiv vorausgesetzt, um Informationen (handlungsbezogene Erfahrungen) auszutauschen; hier werden problematisierte Geltungsansprüche zum Thema gemacht, aber keine Informationen ausgetauscht. In Diskursen suchen wir ein problematisiertes Einverständnis, das im kommunikativen Handeln bestanden hat, durch Begründung wiederherzustellen“* (Habermas 1971: 115, Hervorhebung im Original kursiv). Die naiv vorausgesetzten Sinnzusammenhänge, von denen Habermas in Bezug auf das kommunikative Handeln spricht, verortet er auf vier Ebenen. Erstens müssen die Beteiligten an der kommunikativen Praxis den „pragmatischen Sinn der interpersonalen Beziehung“ (ebenda: 116) intentional äußern beziehungsweise begreifen können. Zweitens müssen sie „den Sinn des propositionalen Gehalts“ (ebenda) ihrer Sprechhandlung kommunizieren beziehungsweise erfassen können. Drittens dürfen sie den Geltungsanspruch von mitgeteilten Aussagen nicht anzweifeln und viertens müssen sie den Anspruch auf die Richtigkeit der Handlungsnorm, auf die sie sich beziehen, für gültig halten. Diese pragmatischen Bedingungen des kommunikativen Handelns setzen die Handelnden intuitiv voraus. Sie unterstellen einander „Zurechnungsfähigkeit“ (ebenda: 118), das heißt, sie erwarten einerseits, dass Handelnde intentional jenen Normen folgen, an denen sie ihr Handeln ausrichten und andererseits, dass sie ausschließlich Normen folgen, die sie als gerechtfertigt akzeptieren. Diese beiden Erwartungen drücken für Habermas die vorgenommene Idealisierung der einander zugeschriebenen Zurechnungsfähigkeit aus (vgl. Habermas 1971: 118f).

In Diskursen sollen hingegen problematisierte Geltungsansprüche von Handlungsnormen und propositionalen Gehalten (Meinungen) zum Thema gemacht beziehungsweise begründet werden. In der Theorie des kommunikativen Handelns erwähnt Habermas noch den „explikativen Diskurs“, in dem die „Verständlichkeit bzw. Wohlgeformtheit symbolischer Konstrukte“ (Habermas 1995a: 45) überprüft werden können. Im Unterschied zur Interaktion erfordert ein Diskurs nach Habermas „eine Virtualisierung der Handlungszwänge“ und „eine Virtualisierung von Geltungsansprüchen“ (Habermas 1971: 117). Ersteres meint, dass ein Diskurs derart von Handlungszwängen frei gesetzt werden muss, dass kein anderes Motiv als das der Verständigungsbereitschaft mehr wirksam sein darf. Die Entlastung des Diskurses von Handlungszwängen ist also nur unter den Bedingungen kommunikativen Handelns möglich. Virtualisierung von Geltungsansprüchen heißt, dass die Existenz von Dingen, Ereignissen, Äußerungen und Personen mit Vorbehalt betrachtet beziehungsweise diskutiert wird, Sachverhalte können sich nämlich in der Diskussion auch als falsch und Empfehlungen als unrichtig erweisen. Während die TeilnehmerInnen an der Interaktion einander Zurechnungsfähigkeit unterstellen, so sind sie *„in jedem Diskurs genötigt [...] eine ideale Sprechsituation zu unterstellen“* (ebenda: 122, Hervorhebung im Original). Diese Vorwegnahme einer idealen Sprechsituation wird mit Hilfe der von kompetenten SprecherInnen ausgeführten Sprechakte möglich. Habermas charakterisiert nämlich die ideale Sprechsituation *„nicht durch die Persönlichkeitsmerkmale idealer Sprecher, sondern durch strukturelle Merkmale einer Situation möglicher Rede, nämlich durch die symmetrische Verteilung der Chancen, Dialogrollen wahrzunehmen und Sprechakte auszuführen“* (Habermas 1971: 139). Im Diskurs müssen also die Chancen Sprechakte auszuwählen und auszuführen für alle Beteiligten gleich verteilt sein, denn nur dann erzeugt die Kommunikationsstruktur selber keine Zwänge. Wenn nun alle TeilnehmerInnen die gleiche Chance haben, Kommunikativa zu verwenden, können sie gleichermaßen Diskurse beginnen und diese durch Frage und Antwort aufrecht erhalten. Haben sie die gleiche Chance Konstativa zu verwenden, können sie „Deutungen, Behauptungen, Erklärungen und Rechtfertigungen“ (ebenda: 137) aufstellen und deren Geltungsansprüche bestreiten, wodurch im Laufe der Zeit alle Meinungen thematisiert werden können.

Es müssen jedoch noch zwei weitere Bedingungen erfüllt sein, damit von einer idealen Sprechsituation gesprochen werden kann. Diese beziehen sich laut Habermas „nur mittelbar auf Diskurse, unmittelbar jedoch auf die Organisation von Handlungszusammenhängen“ (ebenda: 138), also auf Interaktionen. Erstens muss es für SprecherInnen

in der idealen Sprechsituation möglich sein, repräsentative Sprechakte chancengleich ausführen zu können, das heißt, ihre Einstellungen, Emotionen und Wünsche auszudrücken, weil laut Habermas „nur das reziproke Zusammenstimmen der Spielräume jeweils individueller Äußerungen“ Garantie dafür bietet, „daß die Subjekte in dem, was sie wirklich tun und meinen, vor sich und anderen transparent sind“ (ebenda). Diese erste Bedingung bezieht sich somit auf die Intentionen der Handelnden beziehungsweise auf den Anspruch der Wahrhaftigkeit. Zweitens müssen SprecherInnen die gleiche Chance haben, Regulativa zu verwenden, das heißt, Befehle zu geben, Widerstand zu leisten, Rechenschaft zu verlangen und dergleichen mehr. Es geht bei dieser zweiten Bedingung also darum, dass in der idealen Sprechsituation Berechtigungen und Verpflichtungen symmetrisch verteilt sein müssen.

Die Bedingungen der idealen Sprechsituation entsprechen laut Habermas meist nicht der „empirischen Rede“ (ebenda: 140). Dennoch ist diese Idealisierung ein notwendiger Bestandteil der allgemeinen Struktur sprachlicher Verständigung, da die Beteiligten an der Kommunikation in der Ausführung von Sprechakten „kontrafaktisch so tun, als sei die ideale Sprechsituation (oder das Modell reinen kommunikativen Handelns) nicht bloß fiktiv, sondern wirklich“ (ebenda). Die Antizipation einer idealen Sprechsituation ist für Habermas zudem erforderlich, um anhand eines hinlänglichen Kriteriums wahren von falschem Konsens unterscheiden zu können.

Durch einen Diskurs soll eine Verständigung, die auf einem wahren Konsens basiert, herbeigeführt werden. Wie können nun die TeilnehmerInnen an Diskursen zwischen einem wahren oder falschen Konsens unterscheiden? Habermas geht dieser Frage anhand der Prüfung des Wahrheitsanspruchs von Propositionen nach und stützt sich dabei auf die „*Konsensustheorie der Wahrheit*“ (ebenda: 124, Hervorhebung im Original). Um wahre Aussagen von falschen zu unterscheiden, muss sich das Individuum auf die potentielle Zustimmung von kompetenten BeurteilerInnen beziehen, wobei sich deren Kompetenz daran bemisst, ob sie „vernünftig“ (ebenda: 125) sind. Die Vernünftigkeit der Beurteilenden wird seiner Ansicht nach dadurch erkennbar, dass sie empirische Behauptungen durch die Methoden der Beobachtung und Befragung nachprüfen und diese Methoden dabei richtig handhaben können. In Bezug auf die Überprüfung der Wahrheit von Behauptungen spricht Habermas von einem **empirisch-theoretischen Diskurs**.

In einem **praktischen Diskurs** wird hingegen die Geltung von Handlungsnormen problematisiert und es werden „überzeugende Rechtfertigungen“ (ebenda: 130) angestrebt. Die Kompetenz der BeurteilerInnen im praktischen Diskurs sieht Habermas wieder in

deren Vernünftigkeit grundgelegt, doch bezieht sich letztere nun in erster Linie auf die „Wahrhaftigkeit von [deren, E.E.] Äußerungen“ (ebenda: 131). Wahrhaftig bedeutet, dass die SprecherInnen weder sich noch andere im Vollzug ihrer Sprechakte täuschen dürfen. So wäre beispielsweise eine von einem Sprecher oder einer Sprecherin geäußerte Empfehlung nur dann als wahrhaftig anzusehen, wenn er oder sie sich ebenso danach richten würde. Eine Äußerung gilt für Habermas also dann als wahrhaftig, wenn Sprechende *„den Regeln, die für den Vollzug eines Sprechaktes, insbesondere für die Verpflichtung, die implizierten Ernsthaftigkeitsbedingungen gegebenenfalls zu erfüllen, konstitutiv sind“* (ebenda: 132f), auch wirklich folgen. Die Wahrhaftigkeit von Äußerungen hängt somit mit der „Richtigkeit von Handlungen“ (ebenda: 133) zusammen, also damit, ob die Sprechenden den Regeln, die für die Ausführung des Sprechakts konstitutiv sind, korrekt folgen. Wie kann jedoch entschieden werden, ob Handlungen nach vorausgesetzten Regeln generiert werden? Die Richtigkeit von Handlungen kann laut Habermas nur im Rahmen der Interaktion durch die Beteiligten selbst beurteilt werden, beziehungsweise müssen diese im Falle eines zerbrochenen Konsenses versuchen, sich diskursiv darüber zu verständigen.

Einen wahren von einem falschen Konsens zu unterscheiden erfolgt in problematischen Fällen im Diskurs, dessen Ausgang wiederum davon abhängig ist, einen „tragfähigen Konsensus“ (ebenda: 134) zu erzielen. Wie oben erläutert, erfordert die Erzielung eines wahren Konsensus von den am Diskurs Beteiligten die Kompetenz, „die Wahrheit von Aussagen, die Wahrhaftigkeit von Äußerungen und die Richtigkeit von Handlungen zu beurteilen“ (ebenda: 135). Nun stellt sich laut Habermas das Problem der unabhängigen Beurteilung der Kompetenz der BeurteilerInnen. Diese könnte nur innerhalb eines Metadiskurses erfolgen. Diskurse können aber laut Habermas gar nicht hinterfragt werden, das bedeutet, es können keine Metadiskurse über die Eignung der DiskursteilnehmerInnen geführt werden, weil die Beteiligten an einem Diskurs unterstellen müssen, dass „die Eintrittsbedingungen in den Diskurs erfüllt sind“ (ebenda: 135, Fußnote 32). Einen Diskurs darüber, ob diese Unterstellung gerechtfertigter Weise vorgenommen worden ist, bezeichnet Habermas als „sinnlos“ (ebenda). Die Antizipation einer idealen Sprechsituation bildet für ihn daher jenes Kriterium, welches geeignet ist, wahren von falschem Konsens zu unterscheiden. Die ideale Sprechsituation zeichnet sich seiner Ansicht nach nämlich dadurch aus, „daß jeder Konsensus, der unter ihren Bedingungen erzielt werden kann, per se als wahrer Konsensus gelten darf“ (ebenda: 136).

Nach diesem Exkurs in die Habermassche Diskurstheorie zurück zum Subjekt, welches den Bedingungen des Diskurses genügen soll. Es wird nun um die Fragen gehen, wie die Heranwachsenden ihre Sprachfähigkeit und ihr moralisches Bewusstsein entwickeln.

## 5.2 Die sprachliche Entwicklung des Kindes

Habermas unterscheidet drei Stufen der Sprachentwicklung, nämlich jene der „*symbolisch vermittelte[n] Interaktionen – der propositional ausdifferenzierten Rede – [und] der argumentativen Rede*“ (Habermas 1974a: 208).

Den Beginn der sprachlichen Kommunikation setzt Habermas, der auf R. Spitz (1967) rekurriert, mit der Ausbildung der Fähigkeit zur sprachlichen Verneinung an. Das geäußerte „Nein“ ist seiner Ansicht nach „konstitutiv für die Herstellung symbolisch vermittelter interpersonalen Beziehungen überhaupt“ (Habermas 1974: 235), da das Kind solche Beziehungen erst dann aufnehmen kann, wenn „es Gebote, Verbote oder Angebote als verneinbare Aufforderungen, nämlich als negierbare Verhaltenserwartungen versteht“ (ebenda: 237).

Auf der **Stufe der symbolisch vermittelten Interaktionen** beginnt das Kind, zwischen einfachen sprachlichen Äußerungen, die Verhaltenserwartungen ausdrücken und nicht-verbale Gesten und Handlungen, mit denen diese Erwartungen erfüllt oder versagt werden, zu differenzieren. Die Sprachverwendung erfolgt auf dieser ersten Kommunikationsstufe im „imperativen Kommunikationsmodus“ (ebenda), welcher laut Habermas Aufforderungen und Angebote umfasst und die Kommunikation mit der Steuerung des Verhaltens verknüpft, da Alter durch die Ausführung des Sprechaktes auf die Motive Egos Einfluss nimmt. Da Verbote oder Angebote negiert, also die Verhaltenserwartungen eines Gegenübers abgelehnt werden können, wird eine „*Bindung der Handlungsmotive*“ (ebenda: 238, Hervorhebung im Original) notwendig. Verhaltenserwartungen können aufgrund von Sanktionen (Belohnung oder Bestrafung) durchgesetzt werden. Dadurch kommt es zur Umformung von Antrieben und Affekten in Handlungsmotive, die nun als „kulturell interpretierte Bedürfnisse“ (ebenda) verstanden werden können, da der Transformationsprozess innerhalb einer intersubjektiv geteilten Welt über sprachlich vermittelte Interaktionen verläuft.

Die **Stufe der propositional ausdifferenzierten Rede** setzt laut Habermas die Ausbildung der Doppelstruktur der Rede voraus. Die Heranwachsenden müssen nun zwischen interpersonalen Beziehungen (illokutiven Akten) und Aussageinhalten (Propositionen) unterscheiden können. Es kommt auf dieser zweiten Kommunikationsstufe zu einer

„Integration von Sprechen und Kognition“ (Habermas 1974a: 210) und einer von „Sprechen und Interaktion“ (ebenda). Ersteres bedeutet, dass es aufgrund des ausdifferenzierten Systems von Sprechakten möglich wird, den propositionalen Gehalt vom illokutionären Akt einer Äußerung zu separieren „und im kognitiven Sprachgebrauch als Aussage zum Thema“ (ebenda) zu machen. Da nun der Inhalt der Aussage gegenüber unterschiedlichen illokutionären Akten invariant gehalten werden kann, wird ein „situationsunabhängige[r] Sprachgebrauch“ (ebenda: 209, Hervorhebung im Original) realisierbar, der jedoch auf die Verwendung von Ausdrücken, die auf die jeweilige Situation Bezug nehmen, angewiesen ist. Aufgrund der Distanzierung von der „objektivierten Wirklichkeit“ (ebenda) können die SprecherInnen ihre in ihren Intentionen geäußerte innere Natur abgrenzen.

Unter der Integration von Sprechen und Interaktion versteht Habermas, dass sich aufgrund des ausdifferenzierten Systems von Sprechakten die einzelne Äußerung sowohl vom normativen Hintergrund als auch von der Intention des Sprechers oder der Sprecherin so weit abgetrennt hat, „daß die interpersonale Beziehung und der expressive Gehalt einer Äußerung hervorgehoben werden können“ (ebenda: 210). Die Heranwachsenden werden fähig, zwischen interaktivem und expressivem Sprachgebrauch zu differenzieren. Die Differenzierung zwischen der Sprechhandlung und dem normativen Hintergrund beziehungsweise der Sprecheridentität, die Habermas rollentheoretisch in der Aufspaltung des Bereichs sprachlich vermittelter Interaktionen in ein Normen- und Wertesystem und einen davor ablaufenden Interpretationsvorgang begründet sieht, „hat eine höhere Komplexität des Verständigungsprozesses zu Folge“ (Habermas 1974: 241). Denn durch die Ablösung der Sprechhandlungen von ihrem normativen Hintergrund und der Subjektivität der SprecherInnen, gewährleistet das Verstehen des Sinns einer Äußerung nicht mehr automatisch, dass der vom Sprecher oder der Sprecherin erhobene Anspruch auf Richtigkeit akzeptiert wird. Das heißt, es muss zwischen dem Verstehen einer Äußerung, also dem Verständnis einer intersubjektiv anerkannten Bedeutungskonvention, und der Akzeptanz des darin enthaltenen Geltungsanspruchs differenziert werden.

Auf der Stufe der propositional ausdifferenzierten Rede wird die sprachliche Äußerung jedoch nicht nur gegenüber dem normativen Hintergrund und der Identität der SprecherInnen abgegrenzt, sondern auch gegenüber nonverbalen Äußerungen (Handlungen, Gesten), dem Handlungszusammenhang, in dem die Rede verortet ist, und den Beteiligten an der Kommunikation (vgl. ebenda: 238). Diese Bezüge spiegeln sich laut Habermas „in der inneren Organisation der Rede“ (ebenda) wider und „bestimmen die

Geltungsbasis sprachlicher Kommunikation“ (ebenda), also die universalen Voraussetzungen, welche von den an der symbolisch vermittelten Interaktion Beteiligten unterstellt werden müssen. Die Verselbständigung der Sprechakte gegenüber den angeführten Bereichen bedeutet jedoch auch, dass sich die Sprache auf der zweiten Stufe der Kommunikation als spezifischer Realitätsbereich herausdifferenziert hat.

Die dritte Stufe der Sprachentwicklung, also jene der **argumentativen Rede**, bezieht sich auf den Übergang vom kommunikativen Handeln zum Diskurs. Auf dieser Stufe kommt es zur Vereinigung der oben erläuterten „Vorgänge der Integration von Sprechen und Kognition und der Entkoppelung des Sprechens von der Interaktion“ (Habermas 1974a: 209). Erst jetzt kann ein Geltungsanspruch vom Aussageinhalt abgetrennt und „in hypothetischer Einstellung“ (ebenda: 210) zum Thema gemacht werden. Ist auf der zweiten Stufe der propositionale Gehalt vom illokutionären getrennt worden, hat sich laut Habermas auf der dritten Stufe der diskursiv einlösbarer Geltungsanspruch ausdifferenziert. Im Rahmen der argumentativen Rede müssen die SprecherInnen aus den Zusammenhängen des kommunikativen Handelns heraustreten können beziehungsweise müssen sie fähig sein, diese „in die Randbedingungen der Kommunikation“ (ebenda: 211) abzuschieben. Dann wird es ihnen auch möglich, die „Seinsmodalitäten“ (ebenda), das bedeutet „Sein und Schein, Sein und Sollen, Wesen und Erscheinung und Zeichen und Bedeutung zu unterscheiden“ (ebenda).

### **5.3 Die Entwicklung des moralischen Bewusstseins**

Weiter oben wurde bereits zwischen praktischem und theoretischem Diskurs unterschieden. Im Folgenden wird der moralisch-praktische Diskurs im Vordergrund stehen, da er sich einerseits auf Handlungskonflikte bezieht, die das Zusammenleben der Individuen unmittelbar betreffen, und er andererseits mit dem moralischen Bewusstsein und somit der Diskursfähigkeit in engem Zusammenhang steht. An dieser Stelle sei nochmals an die inhaltliche Bedeutung von Diskursen beziehungsweise Argumentationen erinnert. Diese werden von Habermas als jene Prozesse der Verständigung verstanden, *„die so geregelt sind, daß Proponenten und Opponenten in hypothetischer Einstellung, und von Handlungs- und Erfahrungsdruck entlastet, problematisch gewordene Geltungsansprüche prüfen können“* (Habermas 1983: 98). Bei moralischen Argumentationen werden nur jene Fragen behandelt, die „unter dem Aspekt der Verallgemeinerungsfähigkeit von Interessen oder der Gerechtigkeit grundsätzlich rational entschieden werden können“ (ebenda: 118). Diese Beschränkung basiert auf dem

Grundsatz der Diskursethik, der besagt, dass eine Norm nur dann als gültig anerkannt werden darf, wenn alle, die von ihr betroffen sein könnten, in einem praktischen Diskurs ein Einverständnis über deren Gültigkeit erzielen würden (vgl. ebenda: 76). Das diskursethische Moralprinzip bezieht sich daher ausschließlich auf universale Aspekte der Gerechtigkeit und der normativen Richtigkeit, insofern gültige Normen generalisierbare Interessen verkörpern. Aus diesem Grund trennt Habermas die moralischen Fragen strikt von den evaluativen, welche sich auf „Fragen des *guten Lebens* (oder der Selbstverwirklichung)“ (ebenda: 118, Hervorhebung im Original) beziehen. Im Unterschied zu moralischen Fragen können evaluative nicht in Diskursen, sondern nur im Horizont einer historisch konkreten Lebenswelt rational erörtert werden. Die Diskursethik grenzt also die Sphäre „des moralisch Gültigen“ (ebenda: 132) gegenüber jener der kulturellen Werte, also der moralischen Inhalte, ab. Außerdem stellt sie Kennzeichen gültiger moralischer Urteile heraus, welche „als normativer Bezugspunkt“ (ebenda: 133) dienen können, um den Pfad der Entwicklung moralischen Urteilsvermögens zu beschreiben.

Einen weiteren Bezugspunkt für die Rekonstruktion der Stufen des moralischen Bewusstseins sieht Habermas in der Theorie des kommunikativen Handelns, da Argumentationen seiner Ansicht nach „eine reflektierte Form kommunikativen Handelns“ (ebenda: 141) darstellen. Das bedeutet, dass die pragmatischen Voraussetzungen des Diskurses „in den Strukturen verständigungsorientierten Handelns“ (ebenda: 141) begründet sind, wobei im kommunikativen Handeln „jene Reziprozitäten und Anerkennungsverhältnisse immer schon vorausgesetzt sind, um die *alle* moralischen Ideen kreisen“ (ebenda, Hervorhebung im Original). Da nun praktische Diskurse stets in den Kontexten kommunikativen Handelns eingebettet sind, verweist die Diskursethik laut Habermas auf die Theorie des kommunikativen Handelns. Diese kann deshalb einen Bezugspunkt für die Rekonstruktion der Stufen des moralischen Bewusstseins bilden, weil sie „*sich auf Strukturen einer sprachlich vermittelten normengeleiteten Interaktion [bezieht, E.E.], in denen **zusammengefügt** ist, was die Psychologie unter Gesichtspunkten der Perspektivenübernahme, des moralischen Urteils und des Handelns analytisch trennt*“ (ebenda, Hervorhebung im Original kursiv).

Im Anschluss an Piaget hat Lawrence Kohlberg ein differenziertes Modell des moralischen Urteils mit drei Ebenen und sechs Stufen entwickelt (vgl. ebenda: 134f, Tab. 1). Letztere können laut Habermas „als *schrittweise Annäherung* an die Strukturen der unparteilichen oder gerechten Beurteilung moralisch relevanter Handlungskonflikte verstanden werden“

(ebenda: 133, Hervorhebung im Original). Laut Habermas begreift Kohlberg moralische Entwicklung als Lernprozess, der den Umbau beziehungsweise die Differenzierung bereits verfügbarer kognitiver Strukturen umfasst. Das Kohlbergsche Lernkonzept beschreibt Lernen im Sinne Piagets „als konstruktive Leistung“ (ebenda: 136) des Heranwachsenden, der ein vorhandenes kognitives Inventar schöpferisch reorganisiert.

Das Anliegen von Habermas besteht darin, Kohlbergs Modell entwicklungslogisch zu begründen, indem er die Stufen des moralischen Urteils über die Kohlbergschen Sozialperspektiven, die Habermas in Interaktionen verkörpert sieht, auf spezifische Interaktionsstufen zurückführt (vgl. ebenda: 143). Er stellt also die Entwicklung der Moral in den Rahmen der Theorie des kommunikativen Handelns. In diesem Zusammenhang entwickelt er Thesen über die Entwicklung von Sprecher- und Weltperspektiven, die er anhand von empirischen Untersuchungen verständlich zu machen versucht. Diese programmatischen Überlegungen über die Ausbildung der Perspektivenstruktur des verständigungsorientierten Handelns bilden im Folgenden die Grundlage für die Rekonstruktion der Entwicklung des diskursfähigen Subjekts.

Um den Entwicklungspfad zur höchsten Moralstufe beziehungsweise zur Diskursfähigkeit anschaulicher darstellen zu können, werden die folgenden Erläuterungen mit Hilfe des Habermasschen Schemas über „Interaktionsstufen, Sozialperspektiven und Moralstufen“ (ebenda: 176/177) illustriert.

Abbildung 3

Interaktionsstufen, Sozialperspektiven und Moralstufen

Kognitive Strukturen Handlungstypen	Perspektivenstruktur	Struktur der Verhaltenserwartung	Begriff der Autorität	Begriff der Motivation	Sozialperspektiven		Stufen des moralischen Urteils
					Perspektive	Gerechtigkeitsvorstellung	
präkonventionell: autoritätsgest. Interaktion ----- interessengest. Kooperation	Reziproke Verknüpfung von Handlungsperspektiven	Partikulares Verhaltensmuster	Autorität von Bezugspersonen; äußerlich sanktionierte Willkür	Loyalität gegenüber Personen; Orientierung an Belohnung/ Bestrafung	Egozentrische Perspektive	Komplementarität von Befehl und Gehorsam	1
						Symmetrie der Entschädigungen	2
konventionell:  Rollenhandeln ----- normengeleitete Interaktion	Koordination von Beobachter- und Teilnehmerperspektiven	Sozial generalisierte Verhaltensmuster: soziale Rolle	Verinnerlichte Autorität über individueller Willkür = Loyalität	Pflicht vs. Neigung	Primärgruppenperspektive	Rollenkonformität	3
		Sozial generalisierte Rollen: Normensystem	Verinnerlichte Autorität des unpersönl. Kollektivwillens = Legitimität			Perspektive eines Kollektivs (system's point of view)	Konformität mit bestehendem Normensystem
postkonventionell:  Diskurs	Integration von Sprecher- und Weltperspektiven	Regel zur Normprüfung: Prinzip	ideale vs. soziale Geltung	Autonomie vs. Heteronomie	Prinzipienperspektive (prior to society)	Orientierung an Gerechtigkeitsprinzipien	5
		Regel zur Prüfung von Prinzipien: Verfahren der Normenbegründung				Prozedurale Perspektive (ideal-role-taking)	Orientierung an Verfahren der Normenbegründung

Quelle: Habermas 1983: 176/177, Tab. 7

Auf der linken Seite des Schemas beschreibt Habermas drei Interaktionsstufen mittels Perspektivenstrukturen, die seiner Ansicht nach in unterschiedlichen Handlungstypen integriert sind. Er ist nämlich davon überzeugt, dass sich die „*Ontogenese von Sprecher- und Weltperspektiven*“ nur im Zusammenhang mit der Entwicklung der entsprechenden Interaktionsstrukturen aufklären lässt“ (ebenda: 150, Hervorhebung im Original). Seine Intention besteht darin, zu zeigen, wie sich die komplexe Perspektivenstruktur des kommunikativen Handelns entwickelt. Bei der Rekonstruktion des Aufbaus dieser Struktur stützt sich Habermas auf Selmans Untersuchungen zur Perspektivenübernahme, die die Entwicklung der sozial-kognitiven Fähigkeiten zum Gegenstand haben. In einer Zusammenfassung stellt Selman drei Stufen der Perspektivenübernahme dar, wobei

Habermas in seinem Schema von der zweiten Stufe dieser Darstellung ausgeht (vgl. ebenda: 153, Tab. 3).

Auf der *präkonventionellen Stufe der Interaktion*, werden die „Ich-Du-Perspektiven“ (ebenda: 150), welche über die SprecherInnen- und HörerInnenrollen erworben werden, in Handlungstypen implementiert. Es besteht eine reziproke Beziehung zwischen SprecherInnen und HörerInnen. Das bedeutet, dass das Kind fähig ist, sein eigenes Verhalten und seine Intentionen aus der Perspektive eines Gegenübers zu verstehen. Die gegenseitige Übernahme der Handlungsperspektiven ist an die Kommunikationsrollen der ersten und zweiten Person Singular (Ich und Du) gebunden. Die Reziprozität bezieht sich jedoch nur auf das Gesagte und noch nicht auf wechselseitig motivierende Verhaltenserwartungen (vgl. ebenda: 155). Das heißt, das Kind versteht, was sein Gegenüber beispielsweise mit Aufforderungen und Wünschen meint, leitet dessen Verhaltenserwartungen jedoch aus den Intentionen (Bedürfnissen, Interessen), die es diesem Gegenüber zuschreibt, ab.

Habermas unterscheidet auf dieser Stufe zwei unterschiedliche Interaktionstypen mittels verschiedener Formen der Reziprozität. So determinieren „die interessengesteuerten symmetrischen Sozialbeziehungen“ (ebenda: 158), welche eher in Freundschaftsbeziehungen auftreten, die **interessengesteuerte Kooperation** und „die autoritätsgesteuerten komplementären“ (ebenda) Beziehungen, welche eher in der Familie auftreten, die **autoritätsgesteuerte Interaktion**. Diese beiden Handlungstypen verkörpern dieselbe Perspektivenstruktur, nämlich die **reziproke Verknüpfung der Handlungsorientierungen** von SprecherInnen und HörerInnen (vgl. ebenda: 158f). Durch die Implementierung der Ich-Du-Perspektiven im Handeln wird die Koordination von Handlungen ermöglicht. Die Handlungskoordination in autoritätsgesteuerten Interaktionen basiert darauf, dass „der eine den Interaktionsbeitrag des anderen kontrolliert“ (ebenda: 158) und in der interessengesteuerten Interaktion, dass „die Beteiligten ihre Interaktionsbeiträge wechselseitig kontrollieren“ (ebenda).

Der Übergang zur *konventionellen Stufe der Interaktion* vollzieht sich laut Habermas dadurch, dass die Beobachterperspektive der dritten Person in den Bereich der Interaktion integriert wird. Die Beobachterperspektive war zwar bereits auf der präkonventionellen Stufe ausgebildet, doch waren die reziproken Ich-Du-Perspektiven und die Beobachterperspektive noch nicht koordiniert worden. Die Verschränkung der Beobachterperspektive mit den Ich-Du-Perspektiven bedeutet, dass nun die reziproke Verknüpfung der Handlungsorientierungen der ersten und zweiten Person aus der Perspektive einer

unbeteiligten Person erkannt werden kann. Die Handelnden verstehen sich also im Vollzug ihrer Handlungen einerseits als TeilnehmerInnen, andererseits können sie sich, indem sie aus der Aktion heraustreten, „als Objekt, nämlich als Bestandteil eines Interaktionszusammenhangs beobachten“ (ebenda: 171). Mit der Einführung der Beobachterperspektive sind die Beteiligten an der Interaktion nun sowohl in der Lage, wechselseitig ihre Handlungsperspektiven zu übernehmen als auch die Teilnehmerperspektive und die Beobachterperspektive ineinander zu transformieren (vgl. ebenda: 157). Zusätzlich wird das System der Sprecherperspektiven, das in grammatischer Beziehung zu den Personalpronomen steht, durch die 3. Person Singular komplettiert, wodurch laut Habermas „die Gesprächsorganisation ein neues Niveau“ (ebenda: 161) erreicht.

Auf der konventionellen Stufe stehen einander laut Habermas zwei Handlungstypen, nämlich die normengeleitete Interaktion und das strategische Handeln, gegenüber. Diese beiden Handlungstypen haben ihre Wurzeln in der präkonventionellen Stufe. Auf dieser hat Habermas bereits zwei Interaktionsformen (autoritätsgesteuerte Interaktion und interessengesteuerte Kooperation) unterschieden, die er hinsichtlich der Form ihrer Reziprozität und ihrer Orientierung am Konflikt oder an der Kooperation in vier Typen differenziert hat. Aus der Koordination jener drei Handlungstypen, die auf autoritätsgesteuerte komplementäre Sozialbeziehungen der Kooperation oder des Konflikts und interessengesteuerte symmetrische Beziehungen der Kooperation verweisen, entsteht auf dieser Stufe das normenregulierte Handeln, weil diese drei Handlungstypen alle auf Zustimmung angewiesen sind. Hingegen entwickelt sich aus dem vierten Interaktionstyp, der auf eine interessengesteuerte Konfliktbeziehung weist, das strategische Handeln (vgl. ebenda: 158f). Dieses kann sich laut Habermas deshalb ausbilden, weil das Kind, indem es die Beobachterperspektive in den Interaktionsbereich integriert, fähig wird, „Interaktionen – und seine Teilnahme an ihnen – als Vorgänge in der objektiven Welt wahrzunehmen“ (ebenda: 151). Durch die differenzierte Wahrnehmung der Interaktionsformen kann sich laut Habermas das heranwachsende Kind „nicht dem Imperativ entziehen, auch die gleichsam zurückgebliebenen Typen des nicht-strategischen Handelns auf konventioneller Ebene zu reorganisieren“ (ebenda). Dazu muss die „sozialkognitive Ausstattung“ (ebenda: 163) des Kindes „so umstrukturiert werden, daß ein Mechanismus nicht strategischer, und zwar verständigungsorientierter Handlungskoordination eingeführt werden kann“ (ebenda). Mit der Umstrukturierung der sozialkognitiven Ausstattung meint Habermas, dass die Änderung der Denkweise des Kindes erforderlich wird. Es muss lernen, seine Handlungen an Normen, also am Mechanismus des Rollenkonzepts, auszurichten. Das

bedeutet, dass es nun seine Handlungen nicht mehr auf die Autorität konkreter Bezugspersonen beziehungsweise auf eigene Interessen, sondern auf eine überindividuelle Autorität (vgl. Abbildung 3) bezieht. Das Kind wird also fähig, Verhaltenserwartungen zu generalisieren. Dies führt zur Ablösung der sozialen „Welt thematisierungsfähiger normengeleiteter Interaktionen“ (ebenda: 151) vom lebensweltlichen Kontext.

Die **Integration der Beobachterperspektive** in den Interaktionsbereich bedingt also die Konstitution der sozialen Welt beziehungsweise die Ausbildung des Rollenkonzepts, denn erst mit der Einführung der objektivierenden Einstellung in den Bereich der Interaktion können Verhaltenserwartungen generalisiert, also Normen gebildet werden. Durch Normen werden wiederum soziale Rollen, hinter denen die Sanktionsmacht einer sozialen Gruppe steht, konstituiert. Mit der Übernahme des Rollenkonzepts wandeln sich laut Habermas auch die Formen der Reziprozität, die den sozialen Beziehungen innewohnen. Durch ihre Koppelung an die soziale Rolle wird die Reziprozität von Verhaltenserwartungen symmetrisch, weil alle Beteiligten an der Interaktion berechtigt sind, voneinander bestimmte Reaktionen zu erwarten. Aufgrund der weiteren **Generalisierung der sozialen Rollen** zu Komponenten eines Normensystems entsteht für das Individuum „eine Welt legitim geordneter interpersonalen Beziehungen, und das **Konzept des Rollenhandelns** wird in das der **normengeleiteten Interaktion** umgearbeitet“ (ebenda: 167, eigene Hervorhebung).

Mit der Ausbildung einer normenkonformen Einstellung ist nicht nur der Begriff der sozialen Welt verbunden, sondern auch jene Perspektive, aus welcher sich die SprecherInnen auf geltende Normen beziehen. Das bedeutet, dass die Perspektiven der objektiven und der subjektiven Welt auf der konventionellen Stufe durch die Perspektive der sozialen Welt ergänzt werden. Gleichzeitig tritt zur objektivierenden und expressiven Einstellung die normenkonforme hinzu. Dem „System der Weltperspektiven“ (ebenda: 170), also jenen Perspektiven, die es erlauben gegenüber Tatsachen eine objektive, normenkonforme oder expressive Einstellung einzunehmen, entsprechen in grammatischer Beziehung die „drei Grundmodi der Sprachverwendung, die kompetente Sprecher in performativer Einstellung systematisch unterscheiden und verknüpfen können“ (ebenda), wobei Habermas unter den Grundmodi der Sprachverwendung den interaktiven, den kognitiven und den expressiven Sprachgebrauch versteht (vgl. ebenda: 148).

Auf der konventionellen Stufe hat sich also ein System von Sprecher- und Weltperspektiven ausdifferenziert, das zu einem dezentrierten Weltverständnis führt. Dies bedeutet, dass die Beteiligten an der Kommunikation in jedem bewusst ausgeführten

Kommunikationsprozess zwischen der intuitiv vorhandenen Lebenswelt und jenen Bereichen, „worüber jeweils ein fallibles Einverständnis erzielt werden kann“ (ebenda), also den Inhalten ihrer Kommunikation (Objekten, Normen, Erlebnissen), differenzieren können. Das dezentrierte Weltverständnis liegt dem kommunikativen Handeln zugrunde, welches für Habermas insofern interessant ist, weil „die zugehörige Reflexionsform, nämlich der Diskurs, eine dritte, wenn auch eigentümlich handlungsentlastete Interaktionsstufe darstellt“ (ebenda: 170). Habermas betrachtet also den Diskurs als höchste Interaktionsstufe und geht damit über die von Selman analysierten Stufen der Perspektivenübernahme hinaus.

Auf der Ebene des Diskurses, also der *postkonventionellen Stufe*, muss seiner Ansicht nach ein „Einstellungswechsel“ (ebenda: 136) vollzogen werden. Es wird nämlich „eine **hypothetische Einstellung** zu kontroversen Geltungsansprüchen“ (ebenda, eigene Hervorhebung) erforderlich. Diese neue Einstellung behandelt problematisierte Sachverhalte als Hypothesen und hebt deren Geltungsansprüche zeitweilig auf. Die Beteiligten am Diskurs müssen davon ausgehen, dass die kontroversen Sachverhalte existieren können oder nicht. Im Fall der Überprüfung von Normen muss sich erst herausstellen, ob diese als gültig oder ungültig akzeptiert werden.

Auf dieser Stufe steigt die **Komplexität der Perspektivenstruktur** aufgrund der Verknüpfung von Sprecher- und Welterperspektiven weiter an. Diese sind zwar schon auf der zweiten Stufe vervollständigt worden, sie werden laut Habermas jedoch erst „im Diskurs aufeinander bezogen“ (ebenda: 171). Das heißt, dass die Teilnehmer und Teilnehmerinnen am Diskurs das System der Welterperspektiven, welches die zu thematisierenden Geltungsansprüche konstituiert, mit dem System der Sprecherperspektiven, welches den Diskursrahmen bildet, verknüpfen. Um ein Einverständnis diskursiv erzielen zu können, müssen sich die Beteiligten am Diskurs darauf verlassen können, dass eine „vollständige Reversibilität ihrer Beziehungen zu allen anderen Argumentationsteilnehmern“ (ebenda) besteht. Zugleich müssen sie ihre Position „unabhängig vom faktisch herbeigeführten Konsensus, allein der Überzeugungskraft des besseren Arguments zuschreiben“ (ebenda).

Nun kommt es auf der postkonventionellen Stufe nicht nur zur Verknüpfung bisher unabhängiger Perspektiven, sondern auch zur **Integration von Interaktionstypen**. Damit wird laut Habermas die Spaltung zwischen normengeleitetem und strategischem Handeln „in gewisser Hinsicht überwunden“ (ebenda: 172). Im Diskurs tragen nämlich „Opponenten und Proponenten einen *Wettbewerb mit Argumenten* aus, um einander zu

überzeugen, d. h. zu einem Konsens zu gelangen“ (ebenda, Hervorhebung im Original). Das bedeutet, dass die am Wettbewerb Beteiligten zwar einerseits eine erfolgsorientierte Einstellung einnehmen, diese jedoch andererseits mit einer Form der Kommunikation verbinden, „die verständigungsorientiertes Handeln mit anderen Mitteln fortsetzt“ (ebenda). Wesentlich ist laut Habermas dabei, dass die Argumente in diesem Wettbewerb nicht auf Beeinflussung sondern auf Überzeugung abzielen müssen.

Nach dem Überblick über die Entwicklung der Perspektivenstruktur der drei Interaktionsstufen wird die **Entwicklung des moralischen Urteils** dargestellt. Diese lässt sich an den rechten Spalten des Schemas (Abbildung 3) verfolgen.

In der äußersten Spalte sind die sechs Stufen des moralischen Urteils<sup>2</sup> nach Kohlberg angeführt. Dieser rechtfertigt laut Habermas die Entwicklungslogik der Stufen, indem er diesen adäquate „sozialmoralische[.] Perspektiven“ (ebenda: 141), welche sozialkognitive Fähigkeiten ausdrücken sollen, zuordnet. Da Kohlbergs Stufen jedoch nicht mit den Selmanschen Stufen der Perspektivenübernahme kongruent sind, trennt Habermas die Sozialperspektiven Kohlbergs in zwei Dimensionen, nämlich in Perspektiven und Gerechtigkeitsvorstellungen, wobei letztere die normative Komponente der Sozialperspektiven ausdrücken. Dann ordnet er den Kohlbergschen Sozialperspektiven Interaktionsstufen zu, welche „nach Perspektivenstrukturen und sozialkognitiven Grundbegriffen hierarchisch angeordnet sind“ (ebenda: 182). Damit will er zeigen, dass strukturelle Beziehungen zwischen Moralstufen und Sozialperspektiven einerseits und Stufen der Interaktion andererseits bestehen. Außerdem soll dadurch nachvollziehbar werden, „wie sich die Gerechtigkeitsvorstellungen den Reziprozitätsformen der jeweiligen Interaktionsstufen verdanken“ (ebenda).

Auf der *präkonventionellen Ebene* kann laut Habermas noch nicht von Gerechtigkeitsvorstellungen gesprochen werden, da der Aufbau einer sozialen Welt beziehungsweise der Übergang zur normenregulierten Interaktion erst erfolgen muss. Seine sozialkognitive Ausstattung erlaubt dem Kind lediglich, reziprok verknüpfte

---

<sup>2</sup> Habermas interpretiert jedoch Kohlbergs fünfte und sechste Moralstufe aus der Perspektive der Diskursethik neu und unterscheidet „zwischen der Orientierung an allgemeinen Prinzipien [...] [und] der Orientierung an Verfahren zur Begründung möglicher Prinzipien“ (ebenda: 184). Er begreift diese beiden Orientierungen als „Reflexionsstufen“ (ebenda), da die Prinzipien, die auf der fünften Stufe „als eines Letztes“ (ebenda) gelten, auf der sechsten Stufe nach Verfahren der Rechtfertigung relativiert werden können. Diese Reflexionsstufen sind eher philosophischer Natur, denn sie nehmen laut Habermas nicht „den Status natürlicher, intrapsychisch, repräsentierter *Entwicklungsstufen* in Anspruch“ (ebenda: 185, Hervorhebung im Original).

Handlungsperspektiven in der Bedeutung „von Autoritätsbeziehungen oder externen Beeinflussungen“ (ebenda: 179) zu interpretieren. Die Reziprozitätsformen der Komplementarität (Befehl, Gehorsam) und der Symmetrie (Kompensation) „bilden den naturalistischen, der Handlungsstruktur selbst innewohnenden Keim von Gerechtigkeitsvorstellungen“ (ebenda).

Auf der *konventionellen Ebene* ist das Kind in die soziale Welt eingetreten. Es besteht die Reziprozität von generalisierten Verhaltenserwartungen. Das Kind ist von bestehenden Normen abhängig und noch nicht fähig, zwischen den Begriffen „Normen und Sollgeltung“ (ebenda: 173) zu differenzieren. Zunächst bildet auf der dritten Stufe des moralischen Urteils (vgl. Abb. 3) die soziale Rolle als System verschränkter Handlungsperspektiven den Bezugspunkt für die Vorstellung von Gerechtigkeit. Auf der vierten Stufe ist das Normensystem zum Bezugspunkt geworden. In diesem System sind laut Habermas Reziprozitäten zusammengefasst, wodurch Rollenkonflikte entstehen können, die „unter bestimmten Umständen moralisches Urteil“ (Habermas 1972: 217) notwendig machen.

Mit dem Übergang von der konventionellen zur *postkonventionellen Ebene* des moralischen Bewusstseins wird „die naiv eingewöhnte, unproblematisch anerkannte soziale Welt der legitim geregelten interpersonalen Beziehungen entwurzelt“ (Habermas 1983: 137). Damit meint Habermas, dass die Individuen Distanz zur sozialen Welt gewinnen und sich das moralische Urteil nicht mehr auf die Geltung der lebensweltlichen Selbstverständlichkeiten berufen kann. Moral muss nun autonom begründet werden. Dies wird nur dadurch möglich, dass eine Reorganisation der sozialkognitiven Ausstattung stattgefunden hat. Diese zeigt sich in der Fähigkeit, in Bezug auf moralisch-praktische Fragen hypothetisch zu denken. Die sozialkognitive Ausstattung dieser Ebene führt zu einer prinzipiengeleiteten Moral. Das bedeutet, dass Normen nun „als normierbar vorgestellt“ (ebenda: 173) und bestimmten Prinzipien, also „höherstufigen Normen“ (ebenda), unterstellt werden können.

Auf der postkonventionellen Ebene müssen die Heranwachsenden also fähig sein, „zwischen sozial geltenden und gültigen, faktisch anerkannten und anerkennungswürdigen Normen“ (ebenda: 137, Hervorhebung im Original) zu differenzieren. Die Vorstellung von Gerechtigkeit auf dieser Stufe leitet sich laut Habermas von jener „idealisierten“ (ebenda: 179) Reziprozitätsform ab, die im Diskurs unterstellt wird und „im idealen Rollentausch der diskursiven Rede“ (ebenda: 175) zutage tritt. Der Rollentausch soll dabei gewährleisten, dass „die Rechte auf universellen Zugang zur, und auf chancengleiche

Teilnahme an der Argumentation zwanglos und gleichmäßig wahrgenommen werden können“ (ebenda).

Habermas geht in seinem Versuch, die Stufen des moralischen Bewusstseins im Rahmen der Theorie des kommunikativen Handelns zu rekonstruieren, von der Annahme aus, dass die Entfaltung der von Kohlberg ausgearbeiteten soziomoralischen Perspektiven „mit der *Dezentrierung des Weltverständnisses*“ (ebenda: 143, Hervorhebung im Original) zusammenhängt. Das dezentrierte Weltverständnis, welches dem kommunikativen Handeln zugrunde liegt, ist auf der konventionellen Stufe aufgrund der Ausdifferenzierung eines Systems von Sprecher- und Welterperspektiven entstanden. Nun kann laut Habermas die soziomoralische Perspektive, „die der Heranwachsende auf den Stufen 3 und 4 ausbildet und die er auf Stufen 5 und 6 reflexiv handhaben lernt“ (ebenda: 142) in das System von Welterperspektiven eingliedert werden. Außerdem kann die „reflexive Einstellung zur ‚sozialen Welt‘“ (ebenda) mit der hypothetischen Einstellung der Beteiligten am Diskurs, die normative Geltungsansprüche thematisieren, verschränkt werden, weil ja Weltkonzepte und Geltungsansprüche zusammenhängen. Damit will Habermas zeigen, dass Kohlbergs „moral point of view“ (ebenda), also die Sozialperspektive auf der sechsten Stufe, aus dem Reflexivwerden der sozialen Welt hervorgeht. Den „moral point of view“ interpretiert er als „einen *der Kontroverse entzogenen Gesichtspunkt*“ (ebenda: 174, Hervorhebung im Original), der sich auf die pragmatischen Voraussetzungen des Diskurses bezieht, die wiederum in den Strukturen des kommunikativen Handelns wurzeln.

#### **5.4 Zusammenfassung: das diskursfähige Subjekt**

So wie der Diskurs nach Habermas als Fortsetzung des kommunikativen Handelns „in reflexiver Einstellung“ (Habermas 1983: 77) zu verstehen ist, kann meiner Ansicht nach das diskursfähige Subjekt, also jenes, das über die Fähigkeit verfügt an Argumentationen teilzunehmen, als Weiterentwicklung des sprach- und handlungsfähigen Subjekts verstanden werden.

Die Entwicklung des Individuums zur Diskursfähigkeit ist ein komplexer Prozess, der die Entfaltung kognitiver, interaktiver und sprachlicher Kompetenzen sowie den Aufbau eines moralischen Bewusstseins umfasst. Die Ausbildung dieser miteinander verschränkten Fähigkeiten folgt nach Habermas einer bestimmten Entwicklungslogik, die oben ausführlich dargestellt und erläutert worden ist. So hat sich anhand der Habermasschen

Ausführungen gezeigt, dass das Subjekt erst auf der höchsten Stufe der **kognitiven Entwicklung**, also der Stufe des formal-operationalen Denkens, hypothetisch denken lernt, was bedeutet, dass es Sachverhalte mit Vorbehalt betrachten kann. Die Heranwachsenden entwickeln auf dieser Stufe auch die Fähigkeit, die Wirklichkeit aus nomologischen Zusammenhängen zu deuten. Sie lernen, Gesetze zu formulieren, die universal sind, also ausnahmslose Gültigkeit beanspruchen.

In Bezug auf die **sprachlichen Entwicklung** hat sich herausgestellt, dass erst der Übergang zur Stufe der argumentativen Rede das Individuum dazu befähigt, einen Geltungsanspruch vom Aussageinhalt zu trennen und diesen in hypothetischer Einstellung zu thematisieren. Erst wenn das Subjekt zum kommunikativen Handeln Distanz einnehmen kann, lernt es die „Seinsmodalitäten“ (Habermas 1974a: 211) zu meistern. Es muss nun zwischen intersubjektiv anerkannten Ansichten und persönlichen Meinungen (Sein und Schein) unterscheiden können. Außerdem muss es fähig sein, zwischen dem „vollständig individuierten Wesen“ (Habermas 1971: 113) des Subjekts wie „den sprachlichen Äußerungen, Expressionen und Handlungen, in denen das Subjekt erscheint“ (ebenda), also zwischen Wesen und Erscheinung, differenzieren können. Zuletzt muss es den Unterschied zwischen beobachtbaren Regelmäßigkeiten und „geltenden Regeln“ (ebenda: 114), also jenen zwischen Sein und Sollen, erkennen können.

Im Rahmen der Betrachtung der **interaktiven Entwicklung** haben wir gesehen, dass das Individuum auf dem höchsten Entwicklungsniveau gelernt hat, die Geltung von sozialen Normen und Rollen in Frage zu stellen. Problematisierte Normen können nun nach Prinzipien beurteilt werden und Prinzipien „ausdrücklich an Prozeduren der Rechtfertigung relativiert werden“ (Habermas 1983: 184). Die Heranwachsenden bilden die Begriffe von Autonomie und Heteronomie aus, die es ermöglichen, zwischen traditionellen und „prinzipiell gerechtfertigten Normen“ (Habermas 1974b: 81) zu unterscheiden. Die Entwicklung der interaktiven Kompetenz ist laut Habermas mit der des moralischen Bewusstseins verknüpft, da seiner Ansicht nach die Fähigkeit, „moralisch relevante Rollenkonflikte zu beurteilen und zu bewältigen“ (Habermas 1972: 207) einen Bestandteil der interaktiven Kompetenz bildet.

In Bezug auf die **moralische Entwicklung** hat sich gezeigt, dass das Individuum mit dem Übergang zur Stufe der postkonventionellen Moral eine Abstraktionsleistung vollzieht, die es befähigt, moralische Fragen von deren Handlungskontexten zu trennen. Es lernt, die soziale Welt zu moralisieren und damit von ihrem lebensweltlichen Kontext abzulösen. Das bedeutet, dass es nun zwischen Gerechtigkeitsfragen und „Fragen des guten Lebens“

(Habermas 1983: 190) differenzieren kann. Genauer gesagt müssen die Heranwachsenden auf dieser Stufe zwischen sozialer Geltung und Gültigkeit sowie faktischer Anerkennung und Anerkennungswürdigkeit unterscheiden können (vgl. ebenda: 137).

Nach dieser knappen Zusammenfassung der Ausbildung der unterschiedlichen Fähigkeiten, die das Subjekt benötigt, um als kompetenter Teilnehmer oder ebensolche Teilnehmerin in einen Diskurs einzutreten, ist die Frage von Interesse, wie die „Idealfigur des diskursfähigen Subjekts“ charakterisiert werden kann. Die folgenden Überlegungen nehmen mir bedeutsam erscheinende Charakteristika in den Blick, wobei jedoch kein Anspruch auf Vollständigkeit erhoben wird.

Im Habermasschen Werk tritt das diskursfähige Subjekt als **autonomes Subjekt** hervor, welches „auf der Grundlage universalistischer Handlungsorientierungen“ (Habermas 1995b: 162) agiert. Mit universalistisch ist gemeint, dass nicht die soziale Geltung einer Norm, sondern deren Gültigkeit den autonom Handelnden als Orientierung dient. So richtet das diskursfähige Subjekt sein Handeln „an einem als universal vorgestellten, rational motivierten Einverständnis“ (Habermas 1983: 174) aus. Seine moralischen Urteile und Handlungen orientieren sich also nicht an „kulturell eingewöhnten empirischen Motiven“ (ebenda: 194), sondern werden durch die „Kraft von Einsichten“ (ebenda: 190) rational motiviert. Mit dem Begriff des autonomen Handelns, das einen Aspekt der Ich-Identität ausdrückt, verbindet Habermas die Idee der Selbstbestimmung, welche er intersubjektiv deutet. So muss das moralisch urteilende und handelnde Subjekt die Zustimmung von „einer unbegrenzten Kommunikationsgemeinschaft erwarten dürfen“ (Habermas 1988a: 233). Damit moralisches Urteil auch im moralischen Handeln seine Entsprechung findet, benötigt das diskursfähige Subjekt ein System von „inneren Verhaltenskontrollen“ (Habermas 1983: 195), welches „Selbststeuerung“ (ebenda, Hervorhebung im Original) ermöglicht. Die Fähigkeit autonom zu handeln kann durch eine unzureichende motivationale Verankerung eingeschränkt werden. Wie im Kapitel über die Sozialisation dargestellt worden ist, hängt die Ausbildung der Über-Ich-Strukturen, also des moralischen Bewusstseins, mit der Verinnerlichung der Autorität der Eltern (Generationenrolle) und mit deren Erziehungsverhalten zusammen. Motivationale Defizite sind auch auf die Abwehr von Konflikten zurückzuführen. So handeln Individuen aufgrund intrapsychischer Kommunikationssperren unbewusst strategisch, sind jedoch davon überzeugt, dass ihre Intentionen auf verständigungsorientiertes Handeln abzielen. Dieses

Phänomen der Selbsttäuschung, welches der Diskursfähigkeit entgegensteht, ist im Kapitel über die verzerrte Kommunikation behandelt worden.

Das diskursfähige Subjekt muss laut Habermas **hermeneutisch klug und kontextsensibel** sein. Diskursfähige Subjekte begründen in praktischen Diskursen die Gültigkeit von problematisierten Normen. Für die Handlungspraxis ist es nun wesentlich, dass die Individuen diese allgemeinen Normen motivational verankert haben und situationspezifisch umsetzen können. Die Anwendung der Normen beziehungsweise das „Handeln aus moralischer Einsicht“ (Habermas 1983: 191) erfordert laut Habermas einerseits „Kontextsensibilität und Klugheit“ (ebenda: 192) und andererseits „autonome Selbststeuerung“ (ebenda: 192/193). Das Problem der Sensitivität für den Kontext ist ein kognitives, bei dem es um die Frage geht, wie das, was getan werden soll in einer spezifischen Situation zu verstehen ist, um entsprechend handeln zu können. Die Selbststeuerung ist wiederum ein motivationales Problem, welches oben bereits erläutert worden ist. Die Lösung des Problems der Kontextsensibilität erfordert eine „hermeneutische Anstrengung“ (ebenda), die neben kognitiven Fähigkeiten Einfühlungsvermögen und soziale Anteilnahme verlangt, wobei diese drei Dimensionen in interner Beziehung zueinander stehen (vgl. ebenda: 194).

Das diskursfähige Subjekt muss **reflexiv** sein. Diskursfähigkeit verlangt nämlich, dass das Subjekt, das was es sagt oder meint reflexiv thematisieren kann. Dieses Können ist eng mit dem reflexiven Sprachgebrauch verbunden, in welchem Kommunikation eingesetzt wird, um sich über den Verwendungssinn von Sätzen zu verständigen. Die Beteiligten am Gespräch müssen sich auf einer metakommunikativen Ebene über ihre Intentionen, ihre wechselseitige Beziehung oder über die Bedeutung von Handlungen verständigen können. Außerdem müssen sie fähig sein, Mittel der indirekten Verständigung, wie Witz, Ironie und Andeutungen, richtig zu verwenden. Pathologische Kommunikationsformen innerhalb der Familie, wie sie im Zusammenhang mit der verzerrten Kommunikation und im Kapitel über Sozialisation beschrieben worden sind, beeinträchtigen das Erlernen des reflexiven Sprachgebrauchs maßgeblich und beschränken somit die Diskursfähigkeit. Die Fähigkeit zur Selbstreflexion, welche für Habermas eine Bedingung des Diskurses darstellt, kann aufgrund eines therapeutischen Diskurses methodisch gefördert werden (vgl. Habermas 1971: 121), um die „Pseudoaprioris unbewußt motivierter Wahrnehmungsschranken und Handlungszwänge“ (Habermas 1973: 380) zu durchschauen und analytisch aufzulösen.

Das diskursfähige Subjekt muss **vernünftig** sein. Vernünftigkeit sieht Habermas als Bedingung dafür an, dass das Subjekt sowohl in theoretischen als auch in moralisch-

praktischen Diskursen einen wahren von einem falschen Konsens unterscheiden kann. Die Vernünftigkeit der Beteiligten am theoretischen Diskurs zeigt sich nun darin, dass sie empirische Behauptungen durch eine angemessene Verwendung der Methoden der Beobachtung und Befragung nachprüfen können. In praktischen Diskursen sieht Habermas die Vernünftigkeit der Teilnehmer und Teilnehmerinnen darin begründet, dass sie wahrhaftig sind, also weder sich noch andere im Vollzug ihrer Sprechakte täuschen dürfen. Hängt der erste Aspekt der Vernünftigkeit wohl eher mit kognitiven Fähigkeiten zusammen, bezieht sich der zweite auf die Beherrschung einer „unverzerrten“ Kommunikation.

Wie im Werk von Jürgen Habermas augenscheinlich wird, zeichnet sich das diskursfähige Subjekt durch Charakteristika, wie Autonomie, Reflexivität, Kontextsensibilität und Vernünftigkeit, aus. Diese Eigenschaften scheinen meiner Ansicht nach eine wesentliche Bedingung dafür zu bilden, um jene Formen des Zusammenlebens zu ermöglichen, in denen nach Habermas „Autonomie und Abhängigkeit in ein befriedetes Verhältnis treten“ (Habermas 1985: 202) können und die „geglückte Interaktion“ verwirklicht wird.

## 6 Epilog und Ausblick

Die moderne Gesellschaft hat die Idee des Sozialcharakters des „diskursfähigen Subjekts“ hervorgebracht, denn die Aufklärung, welche der Moderne den Weg bereitet hat, ermöglicht seit Kant die Vorstellung eines mündigen sowie „verantwortlich handelnden Subjekts“ (Kröll 2009: 60). Diese Subjektkonzeption der Aufklärung scheint den Hintergrund für den Entwurf der kompetenten Beteiligten an theoretischen oder praktischen Diskursen bei Habermas zu bilden. Diskursfähigkeit ist möglicherweise auch als jene Schlüsselkompetenz zu begreifen, welche Subjekte aufweisen müssen, um die Errungenschaften der Moderne, die Habermas als die „Reflexivität von Überlieferung“ (Habermas 1985: 183) und die „universalistischen Grundlagen von Recht und Moral“ (ebenda) bezeichnet, bewahren und fortschreiben zu können.

Wie gezeigt worden ist, kann die Diskursfähigkeit im Habermasschen Sinn in Begriffe, wie Autonomie, Reflexivität, Kontextsensibilität und Vernünftigkeit, gefasst werden, wobei mit dieser Aufzählung kein Anspruch auf Vollständigkeit erhoben wird. Um die genannten Eigenschaften auszubilden, hat das Subjekt einen komplexen Entwicklungsprozess zu durchlaufen, der im Sinne Piagets und Kohlbergs einer rekonstruierbaren Logik folgt. Es hat sich jedoch herausgestellt, dass dieser Prozess, der zur Entwicklung der Diskursfähigkeit führen soll, sozial bedingt ist und aufgrund sozioökonomischer und psychodynamischer Faktoren beeinträchtigt werden kann. Das heißt, dass das Individuum die Entwicklungsstufe der Diskursfähigkeit nicht erreicht, weil es im Rahmen seiner Sozialisation jene komplexen Strukturen des Denkens, des moralischen Beurteilens und des Handelns, welche die Grundlage für Diskursfähigkeit darstellen, nur unvollständig ausgebildet hat (vgl. Habermas 1968b: 140).

Welche Ausblicke für die empirische Forschung oder für praxisrelevante Programme können die Überlegungen in dieser Arbeit nun eröffnen?

Generell soll die Darstellung der Entwicklung der wichtigsten Kompetenzen, welche die Grundlage für die Diskursfähigkeit bilden, einen zusammenfassenden Überblick anbieten. Dieser soll nun einerseits dazu dienen, die Komplexität des Bildungsprozesses der Diskursfähigkeit zu verdeutlichen und andererseits Bezugspunkte für empirische Fragestellungen zu liefern.

In Bezug auf die soziologische Forschung scheint beispielsweise die Frage von Interesse zu sein, ob und in welcher Art und Weise sich ein Zusammenhang zwischen sozialer Schicht und reflexivem Sprachgebrauch feststellen lässt.

Für die pädagogische Empirie und Methodologie wäre die Methodik der Messung von Diskursfähigkeit eine anregende Thematik. Hingegen stellt sich hinsichtlich der pädagogischen Praxis weniger das Problem, wie Diskursfähigkeit gemessen werden kann, sondern welche pädagogischen Wege beschritten werden müssen, um deren Ausbildung zu unterstützen. In diesem Zusammenhang sei auf eine Problematik hingewiesen, die für einen Großteil der Jugendlichen, nämlich jene, welche mit 15 Jahren ihre Schulpflicht beenden, relevant wird. Nimmt man die Entwicklungslogik der Kompetenzbildung ernst, muss davon ausgegangen werden, dass erst mit zunehmendem Alter höhere Stufen der moralischen Urteilsfähigkeit beziehungsweise die Ebene der Diskursfähigkeit erreicht werden. Dies bedeutet, dass der bewussten Einübung in diskursive Verfahren auf einer höheren Altersstufe bessere Erfolge beschieden sein werden. An der fördernden Praxis von kritischen Diskussionen im Jugendalter nehmen jedoch hauptsächlich jene Heranwachsenden teil, welche die Möglichkeit haben, einen höheren Bildungsweg einzuschlagen. Demokratische Willensbildungsprozesse erfordern jedoch die Einbeziehung möglichst aller Bürger und Bürgerinnen.

Zuletzt sei ein kritischer Punkt angemerkt, der sich auf die Entwicklung der motivationalen Basis im Habermasschen Konzept der Sozialisation bezieht und ebenfalls als Bezugspunkt für eine theoretische oder empirische Analyse aus gendertheoretischer Perspektive dienen könnte. Es geht dabei um jene Annahme, dass die Identifikation mit der Geschlechterrolle, die laut Habermas „mit den reziproken, aber nicht austauschbaren komplexen Verhaltensweisen der Geschlechter zueinander“ (Habermas 1968b: 135 ) zusammenhängt, einen wesentlichen Einfluss auf die Ausbildung von Motivation ausüben soll. Während Letzteres nicht bestritten wird, stellt sich die Frage, warum die Verhaltensweisen der Geschlechter zueinander, die ja von kulturellen Stereotypen geprägt sind, nicht austauschbar sein können beziehungsweise welche Konsequenzen sich aus einer Austauschbarkeit ergeben würden.

Diese genderkritische sowie die oben formulierten Fragen bilden nur einige der Forschungsmöglichkeiten, die sich aus der Habermasschen Konzeption der Entwicklung und Sozialisation des diskursfähigen Subjekts ableiten ließen.



## 7 Literatur

Ackerman, N. W.; Behrens, M. L., 1956: A study of Family Diagnosis. American Journal of Orthopsychiatry, January 1956, vol 26, 66ff.

Adorno, Theodor W., 1967: Résumé über Kulturindustrie. In: Adorno, Theodor W.: Ohne Leitbild. Parva Aesthetica. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 60-70.

Auwärter, Manfred; Kirsch, Edit, 1984: Zur Ontogenese der sozialen Interaktion . Eine strukturtheoretische Analyse. In: Edelstein, Jürgen; Habermas, Jürgen (Hg.), Soziale Interaktion und soziales Verstehen. Beiträge zur Entwicklung der Interaktionskompetenz. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 167-219.

Butler, Judith, 1997: Körper von Gewicht. Gender Studies. edition suhrkamp. Neue Folge Band 737, Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.

Döbert, Rainer; Habermas, Jürgen; Nunner-Winkler, Gertrud, 1977: Zur Einführung. In: Döbert, Rainer; Habermas, Jürgen; Nunner-Winkler, Gertrud (Hg.), Entwicklung des Ichs. Köln: Kiepenheuer & Witsch, 9-30.

Habermas, Jürgen, 1968a: Thesen zur Theorie der Sozialisation. Stichworte und Literatur zur Vorlesung im Sommer-Semester 1968. O. O. Privatdruck, (1968), 64 S., OBr.

Habermas, Jürgen, 1968b: Stichworte zu einer Theorie der Sozialisation 1968. In: Habermas, Jürgen, 1973: Kultur und Kritik. Verstreute Aufsätze. 1. Auflage, Suhrkamp Taschenbuch 125, Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, 118-194.

Habermas, Jürgen 1970: Zur Logik der Sozialwissenschaften. Materialien. 1. Auflage, Suhrkamp Taschenbuch 481, Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.

Habermas, Jürgen 1970a: Der Universalitätsanspruch der Hermeneutik 1970. In: Habermas, Jürgen, 1973: Kultur und Kritik. Verstreute Aufsätze. 1. Auflage, Suhrkamp Taschenbuch 125, Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, 264-301.

Habermas, Jürgen 1970/71: Vorlesungen zu einer sprachtheoretischen Grundlegung der Soziologie (1970/71). In: Habermas, Jürgen, 1995: Vorstudien und Ergänzungen zur Theorie des kommunikativen Handelns. 1. Auflage, Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft 1176, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 11-126.

Habermas, Jürgen, 1971: Vorbereitende Bemerkungen zu einer Theorie der kommunikativen Kompetenz. In: Habermas, Jürgen; Henrich, Dieter; Taubes, Jakob (Hg.), Theorie-Diskussion Jürgen Habermas/Niklas Luhmann, Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie – Was leistet die Systemforschung? Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, 101-141.

Habermas, Jürgen, 1972: Notizen zum Begriff der Rollenkompetenz. In: Habermas, Jürgen, 1973: Kultur und Kritik. Verstreute Aufsätze. 1. Auflage, Suhrkamp Taschenbuch 125, Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, 195-235.

Habermas, Jürgen, 1973: Erkenntnis und Interesse. Mit einem neuen Nachwort. Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft 1, Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.

Habermas, Jürgen, 1974: Überlegungen zur Kommunikationspathologie. In: Habermas, Jürgen, 1995: Vorstudien und Ergänzungen zur Theorie des kommunikativen Handelns. 1. Auflage, Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft 1176, Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, 226-270.

Habermas, Jürgen, 1974a: Notizen zur Entwicklung der Interaktionskompetenz. In: Habermas, Jürgen, 1995: Vorstudien und Ergänzungen zur Theorie des kommunikativen Handelns. 1. Auflage, Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft 1176, Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, 187-225.

Habermas, Jürgen, 1974b: Moralentwicklung und Ich-Identität. In: Habermas, Jürgen, 1976: Zur Rekonstruktion des Historischen Materialismus. Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft 154. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, 63-91.

Habermas, Jürgen, 1974c: Können komplexe Gesellschaften eine vernünftige Identität ausbilden? In: Habermas, Jürgen, 1976: Zur Rekonstruktion des Historischen Materialismus. Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft 154, Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, 92-126.

Habermas, Jürgen, 1976a: Zur Rekonstruktion des Historischen Materialismus. Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft 154, Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.

Habermas, Jürgen, 1976b: Was heißt Universalpragmatik? (1976). In: Habermas, Jürgen, 1995: Vorstudien und Ergänzungen zur Theorie des kommunikativen Handelns. 1. Auflage, Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft 1176, Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, 353-440.

Habermas, Jürgen, 1979: Interview mit Jürgen Habermas am 23. März 1979 in Starnberg. Interviewer: Detlef Horster und Willem van Reijen. In: Horster, Detlef, 1988: Habermas zur Einführung. Hamburg: Junius Verlag GmbH, 97-128.

Habermas, Jürgen, 1981: Technik und Wissenschaft als >Ideologie<. 11. Auflage, Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.

Habermas, Jürgen, 1983: Moralbewußtsein und kommunikative Handeln. Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft 422, Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.

Habermas, Jürgen, 1985: Die Neue Unübersichtlichkeit. Kleine Politische Schriften V. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.

Habermas, Jürgen, 1986: Der philosophische Diskurs der Moderne. Zwölf Vorlesungen. 3. Auflage, Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.

Habermas, Jürgen, 1988: Erkenntnis und Interesse. Mit einem neuen Nachwort. 9. Auflage, Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft 1, Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.

Habermas, Jürgen, 1988a: Individuierung durch Vergesellschaftung. Zu G.H. Meads Theorie der Subjektivität. In: Habermas, Jürgen, Nachmetaphysisches Denken. Philosophische Aufsätze. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, 187-241.

Habermas, Jürgen, 1988b: Handlungen, Sprechakte, sprachlich vermittelte Interaktionen und Lebenswelt. In: Habermas, Jürgen, Nachmetaphysisches Denken. Philosophische Aufsätze. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, 63-104.

Habermas, Jürgen, 1988c: Zur Kritik der Bedeutungstheorie. In: Habermas, Jürgen, Nachmetaphysisches Denken. Philosophische Aufsätze. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, 105-135.

Habermas, Jürgen, 1991: Erläuterungen zur Diskursethik. Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft 975, Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.

Habermas, Jürgen, 1995a: Theorie des kommunikativen Handelns. Band 1: Handlungsrationalität und gesellschaftliche Rationalisierung. 1. Auflage, Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft 1175, Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.

Habermas, Jürgen, 1995b: Theorie des kommunikativen Handelns. Band 2: Zur Kritik der funktionalistischen Vernunft. 1. Auflage, Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft 117, Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.

Habermas, Jürgen, 1995c: Vorstudien und Ergänzungen zur Theorie des kommunikativen Handelns. 1. Auflage, Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft 1176, Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.

Habermas, Jürgen, 1996: Die Einbeziehung des Anderen. Studien zur politischen Theorie. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.

Habermas, Jürgen, 2009: Rationalitäts- und Sprachtheorie. Philosophische Texte. Studienausgabe in fünf Bänden, Band 2, Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.

Handel, G.; Hess, R. D., 1967: The Family as a Psychosocial Organization. In: Handel, G. (Hg.), The psychosocial interior of the family. Chicago: Verlag ?, 10ff.

Hartmann, H., 1958: Ego Psychology and the Problem of Adaptation, New York: International Universities Press.

Hess, R. D.; Shipman, V. C., 1965: Early Experience and the Socialization of Cognitive Modes in Children. In: Child Development 36, 869-86.

Honneth, Axel, 2006: Jürgen Habermas. In: Kaesler, Dirk (Hg.), Klassiker der Soziologie, Bd. II: Von Talcott Parsons bis Anthony Giddens, 5., überarbeitete, aktualisierte und erweiterte Auflage, München: Verlag C.H.Beck, 265-288.

Horster, Detlef, 1988: Habermas zur Einführung. Hamburg: Junius Verlag GmbH.

Kaufmann, Luc, 1972: Familie, Kommunikation, Psychose. Ein Beitrag zur diagnostischen Beurteilung der Familie. Bern: Hans Huber Verlag.

Kröll, Friedhelm, 2009: Einblicke. Grundlagen sozialwissenschaftlicher Denkweisen. Edition Sozialwissenschaften. Band 2, Wien: Braumüller.

Lidz, Theodore, 1969: Titel des Aufsatzes: keine Angabe. In: Kulenkampff, C. (Hg.), Schizophrenie und Familie. Beiträge zu einer neuen Theorie von Gregory Bateson, Don D. Jackson, Jay Haley, John H. Weakland, Lyman C. Wynne, Irving M. Ryckoff, Juliana Day, Stanley J. Hirsch, Theodore Lidz, Alice Cornelison, Stephen Fleck, Dorothy Terry, Harold F. Searles, Murray Bowen, Ezra F. Vogel, Norman W. Bell, Ronald D. Laing und J. Foudrain, Frankfurt am Main: Suhrkamp.

McCarthy, Thomas, 1989: Kritik der Verständigungsverhältnisse: zur Theorie von Jürgen Habermas, mit einem Anhang zur Taschenbuchausgabe. 1. Auflage, Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft 782, Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Miller, D. R.; Swanson, G. E., 1960: Inner Conflict and Defense. New York: Holt.

Müller-Doohm, Stefan, 2008: Jürgen Habermas. Suhrkamp BasisBiographie, Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.

Spitz, R. A., 1967: Vom Säugling zum Kleinkind. Naturgeschichte der Mutter-Kind-Beziehungen im ersten Lebensjahr, Stuttgart: Klett-Cotta.

White, R. W., 1959: Motivation Reconsidered: The Concept of Competence. In: Gordon, I. J., 1965: Human Development, 10f.

Wynne, Lyman C., 1969: Titel des Aufsatzes: keine Angabe. In: Kulenkampff, C. (Hg.), Schizophrenie und Familie. Beiträge zu einer neuen Theorie von Gregory Bateson, Don D. Jackson, Jay Haley, John H. Weakland, Lyman C. Wynne, Irving M. Ryckoff, Juliana Day, Stanley J. Hirsch, Theodore Lidz, Alice Cornelison, Stephen Fleck, Dorothy Terry, Harold F. Searles, Murray Bowen, Ezra F. Vogel, Norman W. Bell, Ronald D. Laing und J. Foudrain, Frankfurt am Main: Suhrkamp.

## 8 Abstract

Auf die zentrale Frage der Sozialtheorie nach dem Verhältnis von Individuum und Gesellschaft hat Habermas mit einem sprach- und kommunikationstheoretischen Modell geantwortet, welches in der Tradition der Aufklärung an der Idee der Vernunft und der Mündigkeit orientiert ist. In der vorliegenden Arbeit wird nun aus dem Habermasschen Konzept der Begriff des Individuums, dessen Mündigkeit er als in der Struktur der Sprache selbst angelegt versteht, herausgegriffen und als Idee des „diskursfähigen Subjekts“ rekonstruiert. Wie diese sozialtheoretische Figur konzeptualisiert werden kann, soll anhand der Darstellung der von Habermas beschriebenen Entfaltung von Kompetenzen expliziert und verdeutlicht werden.

Ausgehend vom Konzept der Ich-Identität wird zunächst die interaktive, sprachliche und kognitive Entwicklung des sprach- und handlungsfähigen Subjekts herausgearbeitet. Dabei werden die sozialen Bedingungen dieses Entstehungsprozesses im Rahmen der Habermasschen Überlegungen zur Sozialisation beleuchtet. Da die Entfaltung des Ich im Medium von Sprechen und Sprache erfolgt, werden deren allgemeine Strukturen anhand der Habermasschen Universal- bzw. Formalpragmatik dargestellt, wobei genauer auf jene Kommunikation eingegangen wird, die Habermas als systematisch verzerrt bezeichnet und welche eine Gegenfiguration zum Diskurs zu bilden scheint. Die zentrale Frage dieser Masterarbeit ist nun: Wie ist das diskursfähige Subjekt im Sinne Habermas zu denken und unter welchen Bedingungen und Modalitäten entwickelt es seine Diskursfähigkeit? Da die Konzeption der Herausbildung des diskursfähigen Subjekts verschiedene Disziplinen (Entwicklungspsychologie, Soziologie, Sprachtheorie, Philosophie) berührt, trägt die vorliegende Arbeit implizit einer für die Humanwissenschaften geforderten Interdisziplinarität Rechnung.



## 9 Lebenslauf

### Person

Name: Erika Edelmayer  
Geboren am: 17. 08. 1963 in Wiener Neustadt  
Familienstand: verheiratet, 1 Kind  
Email: erika.edelmayer@gmx.at

### Bildungsweg

1969 - 1982      Pflichtschule und Handelsakademie in Waidhofen/Ybbs  
1983 - 1986      Pädagogische Akademie in Krems mit der Fächerkombination  
Englisch und Geschichte  
2001 - 2002      Ausbildung zur diplomierten Legasthenietherapeutin des Österreich-  
ischen Bundesverbandes Legasthenie  
2004 – 2007      Bakkalaureatsstudium der Soziologie (Geistes- und Kultur-  
wissenschaft) an der Universität Wien, Schwerpunkt: Sozial- und  
psychoanalytische Pädagogik, Bakkalaureatsarbeiten in angewandter  
Organisationssoziologie und Genderforschung  
2007 - 2010      Masterstudium der Soziologie an der Universität Wien,  
Studienschwerpunkte: Organisationssoziologie, Kultur und  
Gesellschaft

### Berufserfahrung

1982 - 1983      Sachbearbeiterin bei der Baufirma Deseyve in Waidhofen/Ybbs  
1987 - 1995      Hauptschullehrerin in Niederösterreich  
1995 - 1999      Elternkarenz  
1999 – 2004      Hauptschullehrerin in Wien  
01/2007 – 03/2007      Praktikum beim Forschungsinstitut abif  
02/2009      Vertretung des Office-Managements bei ÖAR-Regionalberatung